

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Erzählungen]



## Gott zum Gruß!

Es ist der alte Gruß, den der Betteer vom Rhein seinen Lesern für das Jahr 1884 zuruft. Er weiß keinen schönern und bessern, als: Gott zum Gruß, oder Grüz Euch Gott, liebe Leser!

Daran schließen sich auch die alten Wünsche: daß es Allen recht gut gehen möge im Jahre 1884, daß dieses Jahr ein recht gesegnetes werde und wir bewahrt bleiben mögen vor Schaden und Unglück, und daß uns erhalten bleibe Friede und Eintracht.

Das walte Gott!

## Der Konrad aus der Fuchsklinge.

Eine Erzählung aus dem Leben.

Eine laue Sommernacht hebt ihren dunkeln Schleier von der Erde und fern im Osten zeigt sich der junge Tag. Die Frösche des nahen Teiches lassen ihre langgezogenen melancholischen Töne hören und allmählig mischt sich der Vögel Chor erquickend darein. Mit goldenem Scheine bestimmen die hervorstechenden Strahlen der Sonne Feld, Wiese und Wald und berühren nun auch sanft den altgrauen Kirchturm des vor uns liegenden Dorfes. Den sanft ansteigenden Hügelgen Norden, umsäumt von hohem Fichtentalde, hat die Sonne nun mit ihrem Purpur übergossen und begrüßt jetzt mit ihrem Lichte die Häuser des in einer Mulde liegenden Dorfes Schlenbern. Das Gras und Gesträuch ringsum glänzt und schimmert, geschmückt mit den erfrischenden Thautropflein des Maises, dem Perlegeschmeide der Pflanzen. Anmuthig liegt das Dorf vor uns.

Schlenberns Lage ist eine günstige. Zu beiden Seiten des Flühchens ziehen sich die Häuser hin. Am Anfange des Abhangs gen Norden steht die Kirche. Die mit Wald besäumte Anhöhe schützt vor den rauhen Nordwinden. Flußabwärts sehen wir in geringer Entfernung eine kleine Stadt.

Wenden wir unsere Schritte dem Dorfe zu, um es uns näher zu betrachten.

Die vor uns liegenden Wohnungen dünken uns gegenüber der herrlichen Umgebung gar ärmlich. Die mit Schindeln und Papier gestrichen Fensterscheiben zeigen uns Armuth und Elend, und treten wir ein, so finden wir die Familien in feuchter, dumpfer Stube. Vater, Mutter und Kinder wohnen und schlafen in einem Raume. Aus den hohlwangigen bleichen Gesichtern spricht Mangel an genügender Nahrung. Kein Blumenstock, geschweige ein Gärtchen erquickt das Auge. Dort am Brunnen klatschen in unordentlichem Gewande einige schmutzige Weiber, halbnackte Kinder scheinen sie abholen zu wollen.

Fragen wir nach der Ursache dieser Armseligkeit, so hören wir: die Schlenberner wollens nicht anders. Die benachbarten Dörfer sind mit der Zeit fortgeschritten, Schlenbern blieb zurück, seine Einwohner lieben das Alte. Vorurtheil und Mißtrauen ließen auch erprobte Neuerungen nicht aufkommen. Kam ein Fremder, um sich anzukaufen, was man mit Freuden hätte begrüßen sollen, so wurde er scheel angesehen und mußte mit allerlei Hindernissen und Kleinlichkeiten kämpfen.

Wollte man aus diesen kläglichen Umständen Schlenberns auf bescheidene ruhige Einwohner schließen, so würde man sehr irren. Tag und Nacht geht es in den Wirthshäusern und Kneipen so lebhaft zu, als würden Feste gefeiert, und selten vergeht eine Woche, in welcher nicht Raufereien vorkommen. Sind Märkte in dem eine Stunde entfernten Bernach, so muß man hingehen. Wer weiß, ob sich nicht irgend etwas verdienen läßt, heißt es dann. Zum Verdienen gab es gewöhnlich nichts, aber da und dort winkte einer zum Glase. Niemand hatte gern mit den Schlenbernern zu thun, gar zu leicht kam man in Streit und Zank mit ihnen.

Die Aufgeklärten des Dorfes kamen häufig zusammen in dem etwas abseits gelegenen Häuschen des Schneideralthes. Jung und Alt ging da aus und ein. Der Schneideralthes war ein Vielgereister, hatte die Welt gesehen und darauf that er sich viel zu gute. Wenn er seine alten, nicht immer gar glaubwürdigen Erlebnisse erzählte, etwa sein Abenteuer als desertirender Soldat, so waren seine Zuhörer Aug und Ohr. Die Schneiderei hing meist am Nagel. Einige Feldstücke halfen zum Auskommen für seine Familie, die neben ihm aus seiner halbtoben Ehefrau und seiner Lene bestand. Die Lene war eine schmutzige Dirne von zwanzig Sommern, schlank, kräftig, mit frischem Gesicht und dunklem Haar, das sie in zwei herab-

hängenden Zöpfen trug, abweichend von der Dorfmode, was ihr die andern Mädchen nicht recht verzeihen wollten. Noch mehr aber stach sie gegen die andern Dorfschönen ab durch ihr sittsames geordnetes Betragen. Den meisten Besuchern beim Schneiderbalthes sagte man nach, sie gehen wegen der schönen Lene so oft zu ihm. Es mochte bei manchem etwas daran sein. Die Lene war gegen alle gleich artig.

In dem kleinen Häuschen herrschte Ordnung und Reinlichkeit. Das mußte so sein, schon wegen der „Herren“, die oft von weither den Schneiderbalthes aufsuchten. Waren solche bei ihm, so kamen namentlich viele Arbeiter der eine kleine Strecke vom Dorfe entfernten Sensesfabriken, so daß das Häuschen oft überfüllt war. Den Fabrikanten mißfielen diese Besuche, aber was halfs, hörte man doch in diesen Zusammenkünften von andern Umständen als den Schlenbernern, von kommenden Zeiten, in denen einem die gebratener Tauben in den Mund fliegen.

Einer dieser Arbeiter kam denn auch regelmäßig her, aber man merkte ihm bald an, daß ihn die blendenden Neben weniger interessirten, als die schmucke Lene. Dies war der Hasenkonrable. Von seinem Vater, dem Hasenlarle, der in dem Geruche eines Wilberers stand, übertrug man auch den Beinamen auf seinen Konrad. Der stramme Konrad war von den Fabrikherren seines soliden Lebenswandels wegen wohl gelitten und Vorarbeiter, seinen Mitarbeitern war er ein Dorn im Auge. Ihre wüsten Gelage machte Konrad selten mit. Er sparte seine Bagen zusammen, um seine Mutter zu unterstützen und das kleine Heimwesen aus dem Schuldenquart herauszubugsiren, wobei es aufzupassen gab. Um es aber nicht ganz mit seinen Mitarbeitern zu verderben, that er hie und da auch mit ihnen.

Weitaus die meisten Schlenberner waren von dem Wahne befangen, was andere ehrbare Leute mehr hätten als sie, das sei ihnen genommen und die Fabrikanten und anderen Arbeitgeber trachten

nach nichts anderem, als ihre Larke ganz und gar für sich auszunützen. Als ob jene nichts zu sorgen hätten und alle Tage herrlich und in Freuden leben könnten. Als vollends einer von des Schneiderbaltheses Herren Agenten, wie der Balthes sie nannte, sagte, die Knabritter von früher seien auch wieder da, und alles gespannt horchte auf das Wo, so sperrten sie Mund und Augen auf, als sie hörten, diese seien niemand anders als die Fabrikanten, deren Reichthum und Wohlleben die armen Arbeiter mit saurem Schweiß ihnen erarbeiten müssen.

Während dieser Neben wußte Konrad die Lene zu sich in den Garten zu locken und plauderte mit ihr dann von näher liegenden Dingen, von seiner Mutter, die sie grüßen lasse, den verschiedenen durch ihn vollbrachten kleinen Verbesserungen in Haus und Feld. Er triumpferte, wenn er auch wieder von einigen abgezählten Pöfischen berichten konnte. Konrad sprach so ruhig und die Lene hörte ihm gerne zu.

Während in der dumpfen Stube Stück für Stück Reichthum und behagliches Leben erobert wurde und der Herr Agent mit brüderlichen Anreden seine Zuhörer an sich zog, schritt die Eroberung Konrads auch immer weiter vor, aber ohne viele Aufregungen. Der aufgeklärte Schneiderbalthes hatte keine Ahnung von den

Aufmerksamkeiten, die Konrad seiner Lene im Gärtchen widmete, während sie in der Stube debattirten. Er hatte hohe Pläne mit ihr. So ein Herr Agent, der so viel Neues wußte, wenn der mit ihr schön thun wollte, da lachte dem Alten das Herz, das wäre so der Rechte für seine Lene; wie wenn ihr an dem albernem Geschwäge so verbummelter Städter etwas gelegen wäre. Da sprach der Konrad doch viel vernünftiger Sachen. Aber der Vater darf nicht wissen, daß sie nur mit Konrad geredet, das wäre nach seiner Ansicht schon ein Ratel für seine Lene. Lene und der Hasenkonrable aus der Fuchskling — der Schneiderbalthes wäre aus der Haut gefahren.



Konrad sprach so ruhig und die Lene hörte ihm gerne zu.

Das von den Herren Agenten gepredigte Evangelium wurde dann an den folgenden Tagen weiter besprochen. Einen passenderen Platz gab es nirgends als im Wirthshause. Was liegt auch an den paar Pfennigen für ein Schnäpschen! Wie wenn es bei einem „Näschen“, wie sie das gewöhnlich verabreichte Quantum nannten, bliebe. Deren wurden viele. Die Köpfe wurden heißer und heißer und die neuen Lehren von den Agenten setzten sich fester und fester, denn diese, hieß es, wissen wie es mit unser einem steht und wo uns der Schuh drückt. Bei denen heißt's nicht immer Steuerzahlen, Steuerzahlen und noch Herren mit Pensionen verhalten, die gar nichts thun. Thun wir nichts, so haben wir auch nichts. Von all' den Krakehlern bezahlten aber die meisten blutwenig. Die falschen Lehren und der Fusel des Kreuzwirthes thaten das ihre. Der Mann vertrat den bescheidenen Lohn, den er verdient hatte und arbeitete oft nichts oder nicht viel. Das Weib daheim mit den Kindern hatte kaum das Nothdürftigste und mochte auch nichts arbeiten. Das Arbeiten, so sagte ja alle Tage der Schmiedpeter zu seinem Weibe, wie's die armen Leute müssen, hat keinen Werth, bei dem kommt nichts heraus. Die Fabrikanten haben leicht machen, denen verdienen die armen Fabrikler ihr Geld und sie hocken dazu hin. Beim Schmiedpeter hat sich der Unfinn so festgesetzt, daß er selber glaubte, es wäre ein Unrecht, wenn er seine Kraft anstrenge, und was konnte dann seine Margreth machen — sie glaubte es auch nach und nach. Ihr Gebattermann, der Schreinerhazi, sagt gerade so, wie ihr Peter.

Bei diesem Leben in Schlendern, das der alte schwache Ortsvorsteher einzudämmen nicht wagen durfte und konnte, wurde das Elend immer größer und erreichte seinen Höhepunkt, als durch mehrjährigen Mißwachs eine Theuerung entstand. Statt zu sparen und zu hausen, wo es nur irgendwie anging, lebte man weiter, wie man es gewohnt war. Jetzt kommt bald die Zeit, in der man den Raubrittern ihren Raub abjagen muß, so trösteten ja die Herren Agenten die verblendeten Arbeiter. Unter den wenigen, die sich in der harten Zeit einschränkten, war auch Konrad.

Die Brodpreise stiegen immer mehr, so daß beinahe alles in Brod aufging. Auch wurde vom Lohnherabsetzen und Arbeit einstellen gesprochen. Da und dort sah man die Arbeiter gruppenweise beisammen stehen und über die Nothlage sprechen. Viele Händler hatten in der Umgegend Frucht aufgekauft, was wieder Stoff für die Unterhaltung und Gährung bei den Unzufriedenen gab. Der

Handel trat mehr und mehr ins Stocken. Die Nachfrage nach den Erzeugnissen der Fabriken wurde immer geringer, die Fabrikanten waren gezwungen, den Lohn herabzusetzen und später von den Arbeitern zu entlassen. Die Fabrikherren verwiesen ihre Arbeiter auf die Nothwendigkeit ihrer Schritte, sprachen ihnen Muth zu und hofften baldige Aufnahme des vollen Geschäftsbetriebs.

Unter den wenigen Arbeitern, die beschäftigt blieben, war der junge Konrad. Das schien vielen ein großes Unrecht, da unter den Entlassenen mancher Familienvater war. Konrad war nun eben ein treuer nüchterner Arbeiter, und das wußten seine Brodherren zu schätzen. Am wenigsten konnte die Bevorzugung Konrads der um einige Jahre ältere Maurertobis über das Herz bringen. Er glaubte in Geschicklichkeit und Fleiß über Konrad zu stehen, auch war nach seiner Meinung sein Vater kein Hasentarle und in sein Heirathsprojekt paßte jetzt die Arbeitslosigkeit auch nicht. Das schien ihm von keinem Belang, daß er ein eifriger Besucher der Zusammenkünfte beim Schneiderbalthes sei und sozusagen als einer der am meisten Geltenden bei den Wirthshausitzereien nicht fehlen durfte. Der Schneiderbalthes hatte den Tobis auch schon öfters extra den Herren Agenten vorgestellt und nach des Tobis Ausfagen brauchte er nur die Hand auszustrecken, so war des Schneiderbaltheses Lene sein. Nun die Sachen standen eben einmal so und dem Tobis ging es wie den vielen andern.

Keine Arbeit, das theuere Brod, Hunger und Verdrießlichkeit, was sollte da werden?

An all' der Noth waren nur die Reichen, die das Geld hineinzucken, und dann hauptsächlich die Fabrikanten schuld.

„Sollen wir unsere Weiber und Kinder Hungers sterben lassen? — Die Händler führen uns die Frucht vor der Nase weg; da sollte die Regierung einschreiten; was sollen wir anfangen, wenn sie fort ist“, so schrie der Schmiedpeter. Als ob er so zärtlich besorgt wäre für sein Weib und seine Kinder. Sonst hieß es immer bei ihm: Was brauchen wir einen Staat, der will nichts als nur Steuern und Abgaben, er soll dem armen Mann seinen sauren Verdienst lassen. Jetzt sollte die Regierung einschreiten, jetzt sollte der Staat helfen! Der Tobis pflichtete natürlich dem Schmiedpeter bei.

Es war eine Gährung im ganzen Lande. Die arbeitslosen Arbeiter in Schlendern und dem benachbarten Städtchen hatten immer Fühlung durch die Agenten mit den Arbeitern in den großen Städten, und nach diesen konnte an der theuren

Zeit niemand anders schuld sein, als, wie schon oben gesagt, die Reichen, die Fabrikanten und die Händler, die sich in dieser Zeit die Taschen füllen wollen.

Kurze Zeit war verlossen, so konnte man deutlich sehen, daß es nimmer weit sei vom Neben zum Handeln. Rascher, als man vermuthet, trat die Katastrophe ein. „Das Unheil schreitet schnell“ sagt mit vollem Rechte ein Dichter.

Die Arbeit in den Fabriken war ganz eingestellt. In der Sensenfabrik hatte nur noch einer, und zwar der Konrad, nebst dem Aufseher Arbeit; die Uebrigen hatten nun Feiertage.

In dem nahen Städtchen war Markt. Zu arbeiten hatte man nichts. Die Arbeiter des Städtchens hatten ihre Schlenberner „Brüder“ eingeladen.

Da konnte man nicht anders, man mußte auch zur Stadt. In Schaaren zogen sie dorthin. Auf dem Marktplatz war Fruchtmarkt. Ein Händler hatte ein großes Quantum Getreide aufgekauft und war gerade am Bezahlen. Hierbei konnte er mit einem Bauern nicht einig werden. Alles Auseinandersetzen und Klarmachen von Seite des Händlers half nichts, der Bauer wurde heftig und schalt auf die Händler. Es entstand ein Wortwechsel und der Zuschauer waren viele. „Der Bauer hat Recht“, rief eine Stimme, „Ihr wollt nichts als uns die Frucht wegführen.“ Das Feuer fing.

Brod brauchen wir, Brod, schrie einer der Umstehenden, und ehe man sich versah, stürmte alles auf den Händler ein. Der Tumult wurde immer ärger. Brod brauchen wir, Brod, hörte man viele Stimmen. Dort hats genug, schrie unser Schmiedpeter. Fort gings zur Fruchthalle, Städter und Schlenberner in wilden Haufen. Wer sich des Seinen erwehren wollte, wurde weggestoßen. Gewalt geht vor Recht.

Der Konrad ist auch in der Fruchthalle. Er wollte ein wenig Frucht für die Seinen kaufen. Eben war er mit dem Verkäufer einig geworden. Du wirst jetzt auch mit Frucht handeln wollen, schrie der Maurertobis ihm zu.

Die Säcke wurden aufgeschnitten, im Stoßen und Schlagen durcheinander geworfen, die Frucht verschüttet und zertreten. Die Händler rufen nach Polizei. Dort liegt schon der Händler, von dem Konrad gekauft, blutend am Boden. Konrad will ihm aufhelfen, wird aber fortgeschoben. Das Geschrei und Getümmel ist fürchtbar.

Der Obermüller ist todt, hieß es. Und wirklich, die Tollen hatten ihn über den Wagen herabgeworfen, todt lag er auf dem Pflaster. Der Skandal wollte kein Ende nehmen. Alle schienen verrückt. Wir ging es durcheinander.

„Fort zum Salmele, seine Scheuer ist voll“, schrie wieder Einer. Dorthin eilten die Unholde, die Schlenberner voran. Eingeschlagen, zerstückt wurde, was der Rote in dem Weg kam. So zogen sie von Magazin zu Magazin, alles zerstörend und die Eigenthümer mißhandelnd.

Endlich kommen Polizisten, Gensdarmen und Bürger in angemessener Stärke, aber kaum vermögen sie dem Wüthen Einhalt zu thun. Die Hauptschreier und Helden, darunter unser Schmiedpeter und sein Getreuer, der Tobis, werden abgeführt. Als die andern sehen, daß es aus ist mit ihrem Regiment, entfernen sie sich rasch. Der Obermüller liegt todt auf dem Marktplatz, der Händler, von dem Konrad gekauft, liegt bewußtlos, er hat eine



Der Bauer hat Recht.

klaffende Wunde am Hinterkopfe. Größere und kleinere Verwundungen haben noch Viele.

Die Untersuchung begann, der Schmiedpeter wurde angeklagt, den bewußtlosen Händler, an dem der Maurertobis herumgezerrt, niedergeschlagen zu haben. Tobis wurde vernommen. Hoch und theuer beschwor er, den Händler nicht angeführt zu haben. Er sei gerade dorthin gekommen, wie der Hasenkonradle den Händler zu Boden geworfen und ihm Geld genommen habe. Der Schmiedpeter wollte es auch so gesehen haben. Konrad, der sich auf den Heimweg gemacht, wurde arretirt. Vor dem Untersuchungsrichter erzählte er den Hergang, wie er ihn gesehen. Er weiß nicht, wer den Händler geschlagen hat, weil er

selbst ja  
ihn gef  
bezeugt  
schwer  
den H  
gen  
Konrad  
nicht  
Die U  
ber.  
D O  
wollen  
in der  
Der  
Käbel  
weitere  
Schlen  
er zum  
Vorgef  
er zum  
führen  
bern, d  
brad ge  
Seiten  
den blü  
grenzlic  
Boden  
habe.  
mer, ab  
Die  
sichtlich  
Tobis  
ihn w  
er mit  
besser  
läme  
entfern  
nun je  
von sei  
daß es  
trunke  
ja nur  
Lena  
an un  
hen n  
heirat  
und d  
ein ta  
der mi  
an die  
sich mi  
später  
besser g  
er vom

selbst fortgestoßen wurde, der Maurertobis habe ihn gesehen, der könne es bezeugen. Der Tobis bezeugte, aber etwas ganz anderes. Dieser beschwor vor Konrad, er habe gesehen, wie Konrad den Händler zu Boden geworfen und ihm Geld genommen habe. Alles Bethuern und Flehen von Konrad hilft nichts, er wird abgeführt. Er weiß nicht wie ihm ist. Unschuldig und im Gefängniß. Die Thränen wollten hervorquellen. Er ein Räuber. Was wird Lene denken, wenn sie es hört. „O Gott, o Gott, hilf mir meine Unschuld beweisen!“ Mit diesem Seufzer schläft Konrad spät in der Nacht ein.

Der Schmiedpeter wurde als einer der Haupt-Räbelsführer festgehalten, der Maurertobis bis auf weiteres freigelassen. Schnelligt eilte er nach Schlendern. Mit freubestrahlem Gesicht kommt er zum Schneidbalthes und erzählt ihm all' das Vorgefallene und wie er immer abgewehrt hat, da er zum voraus gewußt, daß es zu bösen Häusern führen würde. Er könne sich nicht genug wundern, daß der Hasenkonradle, der überall für so brav gelte, es habe thun können. Und mit einem Seitenblick auf die Lene, die an ihrem Fenster bei den blühenden Geranien strickte, erzählte er mit greulichen Farben, daß Konrad den Händler zu Boden geschlagen und dann auch noch beraubt habe. Solchen Heimtückern helfe man freilich immer, aber die haben ihre Tücke hinter den Ohren.

Die Lene war bleich geworden, strickte aber mit sichtlichcr Anstrengung ruhig weiter. Wie der Tobis immer weiter erzählte, der Schneidbalthes ihn wegen seiner Besonnenheit lobte, da meinte er mit ärztlichem Liebesblick zu Lene, es wäre doch besser für ihn, wenn er ein Weib hätte, dann käme man nie mehr zu solchen Gelegenheiten. Lene entfernte sich. Der Schneidbalthes legte der nun folgenden Anfrage des Tobis um die Lene von seiner Seite aus nichts in den Weg, sagte aber, daß es da auf die Lene allein ankomme. Freude-trunken wurde diese herbeigerufen. Der Tobis darf ja nur seine Hand ausstrecken, so ist die Lene sein.

Lene hört die Sache, die sie vorhergesehen hat, an und erwidert ganz ruhig, daß sie ans Heirathen noch nicht gedacht habe und den Tobis nicht heirathen könne, da sie ihre Mutter verpflegen und das Hauswesen besorgen müsse. Das war ein kalter Schlag für den liebewarmen Tobis, der mit einemmale glaubte, sein lotteriges Leben an die brave Lene ketten zu können. Er wollte sich nichts anmerken lassen und tröstete sich mit späterer Zeit, in der auch die Geschäfte wieder besser gehen würden. Mit einem Händedruck schied er vom Schneidbalthes und von der armen Lene.

Der Konrad hatte sich wiederholt zum Untersuchungsrichter melden lassen, um seine Unschuld zu beweisen, aber es konnte ihm nicht gelingen. Seit sechs Tagen saß er in festem Gewahrsam. Während dieser Zeit lag der verwundete Händler unter sorgfältigster Pflege der Aerzte noch bewußtlos im Spitale. Erst am siebenten Tage gelang es der Kunst der Aerzte, ihn wieder zum Bewußtsein zu bringen. Er wollte sprechen, aber die größtmöglichste Schonung wurde ihm befohlen. Auch dem Untersuchungsrichter, der sich einfand, wurde der Bescheid, daß es jetzt noch unmöglich sei, den Kranken zu vernehmen, wenn nicht das Schlimmste eintreten sollte. Nach Verfluß von sechszehn Tagen war der Händler so weit hergestellt, daß er vernommen werden konnte. Mit größter Genauigkeit erzählte er den Vorfall. Als Konrad ihm vorgeführt wird, erkennt er denselben trotz dessen eingefallenen Wangen doch sogleich und dankt demselben freudig erregt, daß er ihm so treulich habe helfen wollen. Aber freilich, der rothhaarige Kerl habe nicht auf ihn gehört. Die Aussagen des Händlers kommen zu Protokoll, und Konrad darf einige Zeit bei ihm bleiben. Währenddem wird der Maurertobis, der sich während der letzten Zeit mit großer Unruhe im Dorf herumgetrieben hatte, wieder vor Gericht und den Händler geführt. Als dieser den Tobis mit seinem dunkelrothen Haare sah, rief er mit zitternder Stimme: „Das ist der Mensch, der mich am Halse faßte, von wo an mir Hören und Sehen schwand“. Tobis war erbfaß und konnte kein Wort hervorbringen. Der bleiche hohlwangige Konrad, der mit festem Blicke auf ihn sah, mochte auch einen tiefen Eindruck auf ihn machen. Tobis wurde weggeführt und gestand dem ihn abführenden Beamten seine und Schmiedpeters That.

Konrad wurde sofort auf freien Fuß gesetzt. Sechszehn Tage hatte er unschuldig im Gefängniß geschmachtet. Er nahm Abschied von dem Händler und ging nach Schlendern. Dunkle Wolken bedeckten den Himmel, nur im Westen zeigte sich ein schwaches Abendroth. Was wird auch die Lene machen, dachte Konrad.

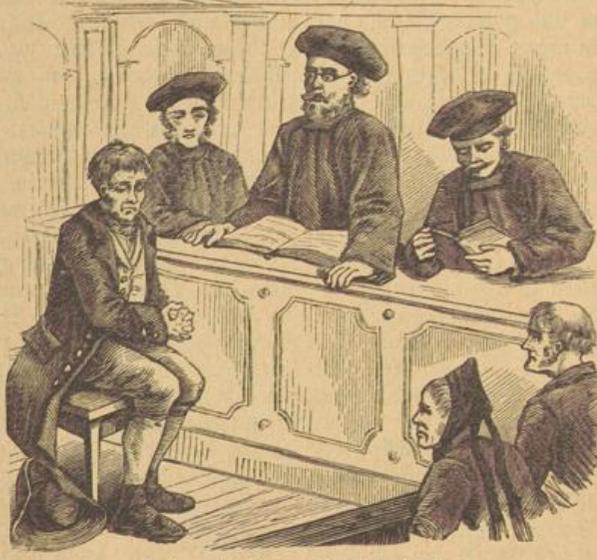
Seine Mutter war durch die Abführung des Tobis wieder lebhaft im Geiste bei ihrem Konrad gewesen. Auch Lene war eben zu ihr gekommen, um das Neueste zu erfahren. Wie die zweie einander ihr Leid klagten und in allerlei Vermuthungen sich ergingen, that sich die Thüre auf und Konrad trat zu ihnen. Kein Laut wurde vernommen. Er reichte seiner Mutter die Hand und als er sie der Lene gab, da fing diese an zu weinen. Konrad suchte seine weiche Stimmung zu

verbergen und tröstete sie. Als seine Mutter nach Speise und Trank ging und Konrad mit seiner Lene allein war, da zog er sie an seine Brust und flüsterte ihr zu: „O Lene, wie oft habe ich in den sechszehn Tagen an dich gedacht — ob du auch an mich denkst, und jetzt sind wir wieder beisammen und du bist viel schöner geworden. Weißt's dein Vater noch nicht?“ Lene sprach nichts. Sie lehnte an Konrads Brust. Auf einmal riß sie sich los. „Leb wohl, Konrad“, rief sie ihm zu und verschwand.

Konrad mußte seiner Mutter alles Erlebte erzählen. Glück und Frieden herrschte wieder in dem Häuschen. Mutter und Sohn suchten sich gegenseitig die sechszehn Tage des Getrenntseins zu ersetzen.

Noch einigemal mußte Konrad in die Kreis-Hauptstadt vor Gericht. Der Prozeß der Auführer dehnte sich viel weiter aus, als man vermuthet. Die Eingesperrten verriethen allerlei und schonen weder Freund noch Feind, um sich etwas weiser zu waschen. Der ganze Prozeß zeigte deutlich, was durch die Reden der Agenten für ein Unheil angerichtet wurde in den Köpfen, welche die Wichtigkeit ihrer Lehren nicht einsehen konnten, und leichtgläubig den versühlerischen Reden und Rednern ihr Ohr liehen. Die Strafen fielen sehr hoch aus. Der Schmiedpeter und Tobis waren durch die lange strenge Untersuchungshaft beinahe allen Bekannten unkenntlich geworden. Bei der Verkündung des Urtheils knickte der starke Schmiedpeter mit den Worten: „O je, mein Weib und meine Kinder!“ auf seinen Stuhl nieder. Auch der Tobis konnte sich kaum aufrecht halten. Viele kamen mit geringeren Freiheitsstrafen davon.

Eine Schwüle lag über Schländern. Die frühere Ausgelassenheit war einem allgemeinen Ernste gewichen. Man sah keine Zusammenkünfte mehr beim Schneiderbalthes und auch die früheren Besprechungen beim Kreuzwirth hatten ganz aufgehört. Des Schmiedpeters Weib Margreth mit ihren vier Kindern wohnte im Gemeinbehau, die Gemeinde sorgte für ihren Unterhalt. Am aller-



O je, mein Weib und meine Kinder!

eingezogensten aber lebte der Schneiderbalthes, als ob er gefühlt hätte, daß er eine sehr große Schuld an all' den vorgekommenen Unordnungen trage. Niemand bekam ihn zu sehen. Kein Agent durfte es mehr wagen, über seine Schwelle zu treten.

An einem herrlichen Sonntagmorgen ging der Konrad aus der Fuchsklinge, der seit seiner Entlassung bei allen Schländernern und bei seinen Brodherren immer mehr Wohlwollen genoß, klopfenden Herzens den Fußweg zu des Schneiderbalthes Haus. Die Lene sah ihn kommen und ahnte sein Vorhaben. Der Schneiderbalthes hatte den Konrad seit dem Aufruhr nicht mehr gesehen. Er ging ihm freundlich entgegen und hieß ihn willkommen. Konrad stieg der Muth. Nachdem der Schneiderbalthes sich nach seiner Mutter erkundigt hatte, ließ er

seine Kappe schneller durch die Finger gleiten, strich die Finger durchs Haar und: „ich möchte die Lene zu meinem Weibe haben“ platzte er in seiner Aufregung hervor. Der Schneiderbalthes, von seiner Lene schon an dem Abend der Ankunft des Konrad aus der Gefängnißhaft genau unterrichtet von der Liebe der beiden zu einander, sagte zu Konrad lächelnd: ja da mußt du mit der Lene sprechen; da kommt sie ja gerade, da kannst du's ihr selbst sagen. — —

Nach vier Wochen war Hochzeit. Der Schneiderbalthes wünschte, daß Konrad sein Anwesen in der Fuchsklinge verkaufe und in dem feinigem wohne.

Glück und Frieden wohnte hinter den blühenden Geranien. Glück und Segen war bei allem Thun des Konrad, das sah jeder. Und als die Geschäfte später wieder in flottem Gange waren und die Fabrikanten lauter ordentliche Arbeiter hatten, bei denen von dem früheren aufrührerischen Geiste gar nichts mehr zu sehen war, da sagte der alte Schneiderbalthes, der den Ansläuferposten in der Fabrik begleitete: „Ihr Herren, ich weiß was ich verschuldet habe, aber —

Kein Unglück ist wohl je so groß,  
Es trägt ein Glück in seinem Schooß!“

### Von Rechts wegen.

London ist, wie jedes Kind weiß, eine gar große Stadt und hat mit den vielen Vor- und Nachbarstädten und Ortshäfen, die nach und nach zu einem Ganzen zusammengewachsen sind, bald dreimal so viel Einwohner, als das ganze Großherzogthum Baden. Da gibt es denn viele hundert Stadtpostämter. Bald ist der Postbeamte ein Er, bald eine Sie, und daß auch Damen mitunter das Segentheil von fein, höflich und liebenswürdig sein können, beweist folgendes Geschichtlein. Der Vetter Kalendermann hat es nicht erfunden, sondern von einem guten Freund erfahren, der vor zwei Jahren, als es sich zugetragen, gerade in London und in der Nähe war.

Kommt da ein altes Mütterlein an den Schalter und will ein paar Schilling Geld aufgeben an ihren Sohn. Aber die Dame, die das Postamt in der Hill-Street (Hügelstraße) verwaltet, ist heute gar nicht bei guter Laune, oder sie will nur nicht gestört sein, da sie gerade die neueste Roman-Zeitung liest. „Können warten“, schnurrt sie und wirft das Fensterchen zu. Kommt dann ein Arbeiter und will in sein Postsparsbüchlein Geld einlegen. „Hab' keine Zeit“, heißt es. Kommt ein Kind und will eine Briefmarke kaufen. Das erhält gar keine Antwort. So geht es fort, eine ganze halbe Stunde lang.

In der Ecke des Vorplatzes steht seit dieser halben Stunde ein altes Herrchen mit ernstem und doch freundlichem Gesicht und silberweißen Haaren und hat ein kleines Packet in der Hand. Wie es scheint, getraut er sich nicht einmal zu klopfen, denn es sind ja, seit er da ist, schon ein paar Duzend Personen abgeschmauzt worden und die Postdame liest immer noch in der Zeitung. Endlich wagt er es dennoch. Entschuldigend Sie, sagte er höflich, ich habe etwas Gile, ich möchte das Päckchen da noch für den Abendzug aufgeben. Es sollte aber frankirt sein, darf ich Sie bitten, mir zu sagen, was es kostet? —

Jetzt wird die Dame massiv. „Haben Sie nicht schon zwanzigmal gehört, daß ich keine Zeit habe? Sie werden so gut warten können wie die andern?“

Das freundliche alte Herrchen geht geduldig mit seinem kleinen Packet wieder an sein altes Plätzchen in die Ecke.

Nach einer guten Weile klopft er aber doch wieder.

„Plagen Sie mich schon wieder mit Ihrem Wisch da?“ sagt sie.

„Nein, meine Dame“, sagt der Herr, „ich will Sie nicht mehr länger belästigen. Ich möchte Sie jetzt nur um Ihren Namen bitten.“

„Was fällt Ihnen ein, meinen Namen? Der geht Sie ja nichts an!“

„Nun, sagte der Alte, dann darf ich Ihnen vielleicht meinen Namen sagen?“

„Was fällt Ihnen ein, Ihren Namen? Der geht mich ja nichts an!“

„Sie irren sich, meine Dame, wenn Sie glauben, mein Name gehe Sie nichts an, und nöthigen mich, ihn gegen Ihren Willen Ihnen zu nennen. Ich bin der Lord Generalpostmeister von Großbritannien und Irland und bin gekommen, mich persönlich zu überzeugen, ob es wahr ist, daß Sie das Publikum rücksichtslos behandeln.“

Eine Stunde später war sie gänzlich des Dienstes entlassen und zwar

Von Rechts wegen.

### Eine Knechts-Antwort.

Bekanntlich haben vor Jahren die Müller, besonders in kleinen Thälern, Esel gehalten, welche das Korn her- und das Mehl forttragen mußten. „Kaspar — sagte einst ein solcher Müller zum Knecht eines Hofbauern — Du könntest auf Michaeli zu mir dingen, Du bist ein fleißiger Kerl!“ „Meister — antwortete dieser ohne Zögern — i verding mi' zue kein Esel meh!“ (zu keinem Eselhalter mehr).



Plagen Sie mich schon wieder mit Ihrem Wisch da?

## Wie der Studizipsele auf ein paar Wochen wieder aus der Klemme kommt.

Eigentlich hieß er Ziprian. Weil er aber seiner Eltern einziges Kind und der Mutter Augapfel und Herzlaster war, hießen sie ihn daheim nur „das Zipsele“. Als er dann mit Gewalt ins „Stubi“ gehen, das heißt beim Kaplan lateinische Stunden nehmen mußte, bekam er im Ort den Namen „Studizipsele“. Der Name blieb an ihm hängen und wurde sein Spitz- und Cerevisnamen unter den Studenten, und da er bis zu seinem seligen Ende studirte oder eigentlich nicht studirte, so blieb er seiner Lebtag der „Studizipsele“ oder kurzweg: der Zipsele. Von seinen Kameraden, seinen alten, jungen und jüngsten Schmollisbrüdern, seinen Vettern und Basen ließ er sich das gerne gefallen; wenn aber jemand anderes es probirte, so stellte er sich und sagte: „Bitte mir's aus; ich heiße Ziprianus Hochwälder“. Muß hierbei bemerken, daß er gar viele Vettern, Basen und Bäschen hatte. Wer immer von ihm jemals mit Erfolg angepumpt worden, das heißt: wer ihm jemals Geld geliehen oder geschenkt hatte, der wurde als Blutsverwandter von ihm feierlich adoptirt.

Zu der Zeit, von der hier die Rede ist, hatte die Mutter längst das Zeitliche gesegnet und der Vater das letzte Ackerlein sammt dem Haus verkauft, um Zipseles Wechselschulden beim Elkan und Zbig, beim Schmucl Grünschild und Amschel Levi-ohn zu bezahlen. Schade um die Ackerlein und den Vater und um den Zipsele selber, daß er auch gar nichts hatte werden wollen. An Talent hätte es ihm wahrlich nicht gefehlt; auch blieb er immer bei allen seinen Streichen ein gutmüthiger Geselle, sonst hätte manches seiner Stücklein ihm schlimm aufstoßen können.

Lag er zum Exempel nicht schon mehr als vier Wochen beim „Wetter“ Salmentwirth in Lerchenheim im Quartier und ließ es sich wohl schmecken in Ähung und Trunk und war doch sein Geldbeutel so leer wie das Mäglein einer verhungerten Kirchenmaus, und war der Salmen seither nicht alle Abend zum Erdrücken voll von Gästen, weil die Herren von der Amts- und Rathsstube, die ehrsamten Krämer, Handwerker und reichen Kopfbauern ihren Spaß an seinen Einfällen hatten?

Freilich sagte mancher von seinen Adoptivvettern im Stillen wie der Salmentwirth selber: Wär' alles ganz schön und lustig, wenn's nur wieder einmal zum Bezahlen käme.

An das Zahlen dachte Ziprianus aber heute wie es schien noch weniger als sonst, auch war er überaus gut ausgelegt, sintemalen es im Salmen Meßelsuppe gab und ein neues Faß Extrabier angestochen worden. Zu all' dem kam auch sein alter Freund und Schulkamerad, der Amtsaktuar Hieronymus Sprengelmayer, heute etwas früher als sonst zum Abendschoppen. Jetzt ging es erst recht los; Zipsele erzählte allerlei tolle Streiche, die er (und andere) schon den Professoren und den Pöbellen, den Philistern und den Polizeidienern gespielt, und wie er schon gar manche Nacht im Studentenkarzer geschnarcht hatte. Ja er sagte, er habe manchmal, wenn er wieder ohne Logis war von wegen des Miethzinses, den er nicht bezahlen konnte, extra etwas anstellen müssen, nur um dort wieder Unterkunft, Bett und warmen Ofen zu finden. Denn das muß man sagen: die Universitäten sind alle „grundgütige Mütter“ und lassen ihre muthwilligen Söhne im Kerker niemals erfrieren. Das alles war gar lustig anzuhören und die große Stube im Salmen wollte heute gar nicht leer werden. Hier und da schaute freilich ein Gast etwas ängstlich auf die Uhr, dachte aber dann gleich: wenn ich von all' den brolligen Geschichtlein nur eines im Kopf behalte und meiner Alten daheim erzählen kann, so wird sie mir doch wieder gut, wenns auch zuerst ein Donnerwetter absetzen sollte. Als es aber der Polizeistunde zuing, einer um den andern zahlte und ausbrach, da nahm auch Aktuarinus Sprengelmayer Mantel und Hut vom Rechen und legte beides vorläufig auf den Nebentisch. „Muß meiner Theres daheim doch auch ein Pärlein von den feinen Bratwürsten heimbringen“, sagte er.

Während der Herr Aktuarinus in der Küche seine Würste einwickeln läßt und derweilen noch ein wenig mit der Frau Salmentwirthin plaudert, sitzt Zipsele bei seiner neuen Halben. Wird wohl die vierzehnte oder fünfzehnte gewesen sein. Nebenan, auf dem Tisch, lag des Aktuars Mantel. Aus der Futtertasche schaute ein Bündel Akten heraus und stach dem Zipsele in die Nase. „Muß doch einmal sehen, was Freund Sprengel für hochwichtige Staatschriften da nach Hause schleppt“, murmelte er vor sich hin, und zog den Bündel heraus.

Da war nun freilich nicht viel Wichtiges oder Wichtiges auszuschnüffeln. Ein paar „Wischer“, auch „Nasen“ genannt, für etwelche Landbürger-

meister, die entweder einen Tag zu spät angezeigt hatten, daß es nichts anzuzeigen gegeben habe, oder die bei ihrer „Fehlanzeige“ noch nicht auf das neu vorgeschriebene Kanzleipapier geschrieben hatten; ein paar Strafbefehle gegen Besitzer von Hunden, deren Maulkörbe zu weit gewesen und deshalb neben der Schnauze hingen, oder überhaupt noch nach der frühern Vorschrift angebracht waren und was dergleichen hochwichtige Dinge sind, die gar leicht — wenn sie nicht von Amtswegen gestraft würden, den Untergang der Welt vor der Zeit herbeiführen könnten. Dann kam ein ganzes Duzend oder noch mehr weiße Bögen Altpapier. Oben stand gar schön und mit allerlei Schnörkeln gedruckt: „Großherzogliches Bezirksamt Lerchenheim“. Die Seite selbst war unbeschrieben, nur unten stand das Datum: Lerchenheim, den 5. November 18... und darunter die eigenhändige Unterschrift des gestrengen Herrn Amtmanns Fuchsbauer.

Das Ding kam so. In der Amtsstube war eines schönen Morgens der Kachelofen zusammengerumpelt und sollte andern Tags vom Hafner neu aufgesetzt werden. Solche außerordentliche Naturereignisse machte sich der Herr Amtsvorstand zu Nutzen, um seinem Schwager, dem Bezirksförster hinten im Thal, einen Besuch zu machen und mit ihm ein paar Rehböcklein zu jagen, wobei es aber immer etwelche „Geislein“ kostete. An solchen unvermeidlichen Amtsfrieten war dann Herr Sprengelmayer das ganze Amt Lerchenheim in selbsteigener und einziger Person; er amtierte zu Hause im Schlafrock bei seiner Therese, das heißt: er rückte den Schreibtisch an den Ofen und schrieb auf die weißen Bögen ins Reine, was der Herr Oberamtmann am Tage zuvor ins Konzept diktirt hatte. Und weil untendran schon die Unterschrift des Amtmanns stand, durfte der Aktuar das Schreiben nur zumachen und auf die Post geben, es war fix und fertig. So wurde es in sothanan Fällen immer gemacht, denn der Aktuar war ein zuverlässiger Mann, und der Herr Amtmann konnte ohne Sorgen sich einen kleinen Urlaub geben; der-

selbige Tag bekam doch sein Duzend Nummern in das Exhibitenbuch.

Gerade diese leeren und doch schon vom Amtsvorstand zum Voraus eigenhändig unterschriebenen Bögen müssen dem Zipsele gewaltig gefallen haben, denn er schmunzelte vergnügt, als er sie durchblätterte. Sachte nahm er zwei davon auf die Seite, legte sie sorgfältig zusammen und steckte sie in seinen Wams. „Wird auf ein paar solcher Blische nicht ankommen“, murmelte er vor sich hin, „Sprengel nimmt gewiß immer ein paar mehr mit zur Fürsorge, von wegen der Böcke, die er macht, oder für den Fall, daß er wieder einmal mit dem Tintensaß sandelt.“ Dann band er alles Uebrige wieder hübsch mit dem Bindfaden zusammen und steckte den Bündel in die Manteltasche

des Aktuars gerade wie es vorher gewesen war, und ehe Freund Sprengelmayer mit seinem Bratwurstpäcklein aus der Küche kam, hatte Zipsele seine Halbe schon wieder leer. „Jetzt noch eine“, sagte er zu's Salmenwirths Meiele, und gab dem Aktuar eine Gutnachtpatzsch und auch noch einen Gruß mit an seine Frau Therese.

Ehe der Zipsele heute in den Oberstock zum Schlafen ging, verlangte er vom Meiele Tinte und eine Feder. Er mußte es aber zweimal sagen, das Meiele machte große Augen und meinte nicht recht gehört zu haben.

Denn Feder und Tinte, nein, das hatte Herr Stubiosus Ziprianus Hochwälder im Salmen zu Lerchenheim noch nie bestellt.

Am andern Morgen kam Zipsele ungewöhnlich früh in die Wirthsstube herunter. „Better Salmenwirth“, hub er an, „es liegt mir schwer im Magen und auf der Seele, und das Herz poppert mir. Seit Michaeli strecke ich die Füße unter Guern Tisch; meine Zecher wird Tag für Tag größer und mein Geldbentelein ist leer. So kann es nicht mehr fortgehen. Ich schäme mich vor Euch, vor der Frau Base, vor dem Meiele und vor mir selber. Ich wüßte nun freilich etwas anzufangen, sofern Ihr mir dazu helfen wolltet. Ich meine nämlich so: wenn Ihr, Better Salmenwirth, mir Ziprianus Hochwälder drei baare Gul-



Sachte nahm er zwei davon auf die Seite.

den vorstrecken und Guern Braunsuchs, die Lissy, auf einige Tage anvertrauen würdet, so wollte ich einen körperlichen Eid ablegen, daß ich, derselbe Ziprianus Hochwälder, Euch Alles getreulich wieder bringen und zudem meine Zechen bis auf den letzten Kreuzer zahlen würde.“

Der Vetter Salmentwirth machte zwar ein arg verduhtes Gesicht und mit der Hand eine Bewegung, wie wenn ihn soeben im Haar hinterm rechten Ohr etwas gestochen hätte. Da er aber ein gar guter Mensch war, ließ er sich erweichen und holte dem Zipsele sogar mehr Geld, als er gefordert hatte, nämlich zehn blaue Sechsbäzner. Nur wegen des Pferdes, der schönen braven Lissy, die ihm gar sehr am Herzen gelegen, schüttelte er noch immer den Kopf. Hatte er sie nicht erst vor 14 Tagen im Elsaß für 18 Dublonen gekauft und hätte am andern Tag 22 dafür haben können? Endlich sagte er aber doch: „Nun meinethalben. Aber das sage ich Euch, daß Ihr mir auf die Lissy acht gebet und sie nicht im Schweißstundenlang draußen stehen laßet, wie es als der Herr Wikari von Hubertusbergen macht; sonst sind wir zeitlebens geschiedene Leute.“

Der Zipsele versprach hoch und theuer, daß er auf die Lissy acht geben wolle, wie wenn sie sein eigenes Schätlein wäre, nannte den Salmentwirth seinen allergoldigsten Vetter und leibhaftigen Pflanz- und Nährvater und ging dann, seinen Sammtrock und seine Cerevisklappe, seine Sporen und seine lange Pfeife herzurichten. Der Salmentwirth gab ihm sogar seinen eigenen Reitmantel und seine Pelzmütze mit. „Die gibt besser warm als Euer Studententäpplein, und der Mantel ist auch für die Lissy gut, wenns kälter wird.“

Es war aber ein gar lieblicher Novembertag, ein ächter Altweibersommer, als Ziprianus Hochwälder von dannen ritt. Die Luft frisch und doch nicht scharf, die Straße trocken und doch nicht hart, — kurz alles war recht und anmuthig, wenn nur Eins nicht gewesen wäre. Irgendwo mußte den Zipsele der Schuh drücken oder waren's etwa die Stiefel? Ja, die waren's. Aber gerade die drückten ihn zu wenig. Löcher über Löcher, und erst die Sohlen! — Senkrecht strahlte die Morgenluft vom Boden zurück und herauf, direkt an Zipseles Ferse, und senkrecht stieg von der Ferse herauf in Zipseles Kopf das Bewußtsein: Mit solchen Stiefeln, Ziprianus, kannst du dich nicht sehen lassen, ohne dich unsterblich zu blamiren. Was fangen wir an, Lissy? sagte Zipsele, indem er dem Gaul unter die Mähne tätschelte. Lissy aber schnaubte und pufete und wieherte lustig, als ob das treue Thier sagen wollte: Ist Euer Wik

schon so bald zu Ende, fahrender Ritter? Pfui, schämt Euch, kommt Zeit, kommt Rath! —

Und der Zipsele trabte weiter und weiter. Und es wurde Mittag und fing an zu läuten, bald rechts, bald links, und aus dem weißen Schleier von Nebel und Duft traten alsgemach die Thorthürme und Häuser von Buckelbergen hervor. Und näher und näher kam das Städtlein und aus allen Kaminen stieg Rauch empor und den Zipsele überkam es wie Heimweh, und er sagte sich: Unter jedem Kamin sind ein paar Herde und zu jedem Herb ein Tisch und um den Tisch sitzen sie in jeglichem Hause vergnügt, und ich — ich fahre in der Welt herum und habe keine Heimath und bin Niemanden zu Frommen und Nuß. — Und fast wäre er weich geworden, wenn nicht in selbigem Augenblick seine Sechsbäzner im Sack ein wenig geklirrt und ihm die tröstliche Versicherung gegeben hätten, daß, heute wenigstens, auch für ihn sich bald ein Tischlein decken werde.

Und für morgen —  
Sollen Andere sorgen.

So trabte er wieder leichten Sinnes fürdas nach dem altmodischen Städtlein und durch das schwere dunkle Thor in die engen buckligen Gassen. Zipsele schaut bald auf die eine, bald auf die andere Seite und las die Schilder mit einem Eifer, als ob er später alle in einem Examen müsse auswendig hersagen können. „Fertiges Schuh- und Stiefelmagazin von Jost Fritz Lebkuhen“, las er jetzt. „Das stimmt“, murmelte er; „Zipsele, merk dir den Jost Fritz Lebkuhen oder wenigstens den Lebkuhen“. — Dann ging's weiter, links, rechts, buckelauf, buckelab, und schon wieder kam ein Schild: „Fertiges Stiefel- und Schuhmagazin von Damian Weinsäß“. Zipsele schmunzelte wieder: „Weinsäß und Lebkuhen, Lebkuhen und Weinsäß, euerer Namen sind wie für mich gemacht zum leicht behalten.“ Jetzt noch durch einen alten finstern Thorbogen hindurch und siehe da winkt und blinkt es mit goldenen Strahlen in Zipseles Herz und Zipseles Wagen: „Gasthaus zur feurigen Sonne“.

„Gebt mir acht“, sagt er zum Hausknecht, „auf das Thier; spart ihr nicht am Haber, so sollt ihr's morgen, wenn ich forgehe, am Trinkgeld merken. Noch eins: wenn ihr fertig seid mit Futtern, so geht zum Meister Lebkuhen, er soll in einer Stunde in die Sonne kommen, ich brauche ein Paar Stiefel.“

Zipsele bestellte sich in der Wirthsstube ein anständiges Mittagessen und ging dann in sein Zimmer. Pünktlich kommt Meister Lebkuhen und bringt eine ganze Tracht Stiefel zum Probiren.

„Die da“, sagte Zipsele, „sind mir zu groß. Und die da sind zu kurz, das gibt Hühneraugen, und damit bin ich schon versehen. Doch da, das Paar ist mir recht. Nur halt, da, am linken Fuß, da drückt der Stiefel ein wenig.“ „Dem ist abzuhelfen“, sagte Meister Lebkuchen; „ich spanne ihn über Nacht noch über den Leisten“. — „Ja, thut das, Meister Lebkuchen, aber macht, daß ihr morgen präzis 7 Uhr mit dem Stiefel wieder da seid. Ich kann doch nicht bloß mit dem rechten Stiefel weiter. Ich zahle baar.“ Und zum Wahrzeichen dessen machte er die Sechsbäzner im Sack ein wenig klappern. Den rechten Stiefel behielt er natürlich da und stellte ihn in eine Ecke in den Kleiderkasten.

Gegen Abend schaute Zipsele wieder nach der Bissy, dann ging er in die Wirthsstube und trank ein paar Halbe, stieß auch dabei mit dem Briefträger an, der sich in jedem Wirthshaus eine Viertelstunde gönnte zum Ausruhen. „Wolltet ihr mir nicht den Gefallen thun“, sagte Zipsele still zu ihm, „und im Vorbeigehen beim Meister Weinsafz ankehren. Er möchte doch zu mir in die Sonne kommen, ich brauche ein paar Stiefel und logire in Nr. 5“. — „Werds gleich austrichten“, sagte der Postbote.

Zipsele ging wieder auf sein Zimmer und bald kam Meister Weinsafz, ebenfalls mit einer Tracht

Stiefel. „Die da scheinen mir recht“, sagte Zipsele, „aber die Nohr sind zu eng, es ist schade. Und die da sind mir ein wenig gar zu breit. Aber da ist ein Paar, das gefällt mir. Nur halt, da, am rechten Fuß, da drückt es mich; die verdammten Hühneraugen!“ „Dem ist abzuhelfen“, sagte Meister Weinsafz; „ich spanne ihn über Nacht noch über den Leisten.“ — „Ja, thut das, Meister Weinsafz, aber macht, daß Ihr morgen präzis 7 Uhr mit dem Stiefel wieder da seid. Ich kann doch nicht bloß mit dem linken Stiefel weiter. Ich zahle baar.“ Und zum Wahrzeichen dessen klirrten im selben Augenblick des Salmentwirths Zwanziger in seinem Hosensack. Den linken Stiefel

stellte er, sobald Meister Weinsafz fort war, ebenfalls in den Kleiderkasten, in die Ecke zum andern. Es ist nur, sagte er, daß keiner von euch Langeweile bekommt und jeder seinen Kameraden hat. Zipsele aß zu Nacht, war aber im Trinken heute sehr mäßig, das mußte man ihm nachsagen. Auch zahlte er seine Beche und das Futter für den Gaul noch am Abend baar, schaute sogar noch einmal im Stall nach der Bissy und gab dem Hausknecht 10 Bazen Trinkgeld. „Ich muß morgen früh schon um 5 Uhr weiter“, setzte er hinzu, „macht, daß Bissy parat ist und etwas Haber zum Frühstück im Leibe hat.“

Des andern Morgens, als Zipsele beim Vollmondschein und Betzeitläuten von dannen ritt, war das Wetter gerade so schön wie gestern und, der Reiter und das Pferd, beide bei gar guter Laune. „Das wäre jetzt in Ordnung“, fing Zipsele mit seiner Bissy an zu diskutieren. „Der linke Stiefel von Meister Weinsafz paßt zu mir so gut wie zu seinem Bruder da rechts; und der rechte da vom Meister Lebkuchen gerade so gut zu seinem linken Kameraden wie zu meinem Fuß. Probatum est. Bissy, wenns heute Abend und Morgen auch so gut geht, dann freue dich wieder auf den Haber! Und nun

Hopp, hopp, hopp,  
Bissy lauf Galopp.



Es ist nur, daß keiner von euch Langeweile bekommt.

Und fort ging's in scharfem Ritt und es wurde wieder Mittag und fing an zu läuten und rastete Zipsele nur eine halbe Stunde, fast nur seiner Bissy wegen, und nahm für sich nur vier Halbe und etwas geschwind Fertiges und saß dann wieder auf und stieg nicht mehr ab, ehe denn die Sternlein am Himmel funkelten und die Abendglocken ausgeklungen hatten und endlich, endlich die Lichter auftauchten vom ersehnten Herrenhause.

„Bissy, theure Bissy, wir sind am Ziel“, sagte Zipsele, als er abstieg vor dem „Gasthaus zur Post und zum rothen Löwen“, nachdem er vorher die Hosen sorgfältig in die nagelneuen Stiefel gesteckt. „Et der Tausend, sagte der lustige

Posthalter, auch ein ehemaliger Studio, schau, schau, wie flott Zipse einhersteigt, das muß man sagen, Zipse, Du fängst an Dich zu machen wie Einer!"

"Gelt, Fibibus, Du denkst: Unkraut verdirbt nicht und ein Kerl, wie ich, könne immer noch zum Krautjunter avanciren oder als überstudirter Landwirth Rittergutsbesitzer werden, so gut wie die preußischen Unteroffiziere anno 49 es waren. Bin auf dem besten Wege dazu und gerade jetzt auf der Suche nach einer Frau mit "entsprechendem" Vermögen. Aber entschuldige Fibibus, ich habe einen vorsündfluthlichen urweltlich-mammutartigen Hunger und einen nur sündfluthlich stillbaren Durst; du wirst wissen, was das bei mir bedeutet und deine Maßnahmen darnach treffen!"

Wenn der werthe Leser meinen sollte, der Besuch Zipseles sei dem Posthalter, seines Cerevisnamens Fibibus, im Hinblick auf solchen Hunger und solchen Durst und auf das sicher vorauszufehende Defizit in Zipseles Geldbeutel etwas weniger angenehm gewesen, so befindet er sich auf dem Holzweg. Im Gegentheil. Fibibus war nicht nur eine gutmüthige Haut: es war ihm sogar die Ankunft eines so renommirten bemoosten Hauptes wie Zipsele gerade heute überaus angenehm. Es war nämlich seit längerer Zeit zum erstenmal wieder "Herrenabend". Das Städtchen war in zwei Parteien zerfallen, die sich auch im geselligen Leben mieden. Heute sollte es bei Münchener Bier aus dem Spatenbräu zur Versöhnung kommen. Da war dem Fibibus-Posthalter der lustige Zipsele gar erwünscht. Was gingen den die "Türken" an, was Herrenhausens "Blaue" und "Grüne"! Er hatte unter beiden Parteien alte Kameraden und Schmollisbrüder. Da gings denn so lustig her wie noch nie, selbst zu den glänzendsten Zeiten des Herrenabends. Auch konnte es nicht fehlen, daß Zipsele selber mit seiner Bissy bald den Mittelpunkt bildete, um den alle Witze und Schanzen herumflogen. "Möchte doch wissen, Zipsele", sagte der Apotheker, genannt Nicinus, "wo Du das nette Braunsüßschén aufgehabelt?" "Ja weißt Du denn nicht, Nicinus", sagte der Notar, genannt Gurrlegieger, "daß er es vom Pandektenlump selig geerbt hat unter der Bedingung, daß er alle dessen undbezahlte Schulden zu den eigenen übernimmt und abmassirt?" "Eure Neugierde soll zur rechten Zeit befriedigt werden, meine Herren", sagte Zipsele, "nur laßt mir gefälligst einen Augenblick Ruhe, sonst bringt mich der Durst noch um, ehe ich Zeit gehabt, mir von Freund Gurrlegieger ein Testament machen zu lassen, und das wäre jammerlichade, denn es heißt von ihm, er könne sogar

die Schulden zu Legaten verwenden, und so was könnte unser Einer wohl brauchen." Jetzt gings über den Notar los, dem wirklich einmal so etwas derartiges Menschliches begegnet war; dann über den Apotheker, dann über den gräßlichen Förster, dann über seinen Nachbar, den Verwalter, endlich kam aber doch wieder der Zipsele mit seiner Bissy aufs Tapet. "Ich meine allerdings, sagte Fibibus-Posthalter, Zipsele könnte jetzt schon ein Einsehen mit uns haben und sagen, was es mit dem Pferd für ein Bewandtniß hat. Aber man kann ihn, meine ich, nicht dazu zwingen. Da müssen wir denn rathen, vielleicht sagt ers dann, wenn wir darauf oder doch nahe daran kommen. Gestohlen hat er seine Bissy nicht, das wollen wir als Axiom, als eine Wahrheit ansehen, die man gar nicht zu erhärten braucht. Gefunden hat er sie auch nicht. Auch gekauft hat er sie nicht. Gesehen hat er sie noch weniger, denn sie hat den Offizierstrab, und die Offiziere sind zur Zeit den Studenten nicht hold. Jetzt schlage Rath. Zipsele, Zipsele, sprich!"

Zipsele aber trank und zog lange Züge aus seiner Pfeife, als ob es ihn gar nichts angeinge. Fibibus setzte nochmals an. Noch eines ist möglich. Ist Zipsele am Ende ein Sonntagskind gewesen und hat das Pferd bei dem landwirthschaftlichen Gauvest in Lerchenheim gewonnen? Sags doch, Zipsele! Aber Zipsele schwieg. Jetzt mischte sich auch der Fabrikdirektor in den Streit. Mit der Fislstimme eines westpreußischen Unteroffiziers hub er an: Die letzte Vermuthung, bester Herr Posthalter, ist die allerunglücklichste, werden Sie mir ja nicht böse. Bei einer Gauausstellung wie Lerchenheim prämiirt man Offizierspferde ebenso wenig, als man solche zur Verloosung ankauft. Dazu ist der Ort und die Gegend gar nicht angethan. Ja ich zahle 20, 30 und noch mehr Gulden demjenigen, der nachweist, daß meine Anschauung falsch und die des Herrn Posthalters die richtige ist.

Jetzt erhob sich Zipsele fast feierlich, that einen kräftigen Zug aus der Halben und sagte:

"Meine Herren! Es kann mich nur freuen und meiner Eitelkeit schmeicheln, wenn meine brave Bissy in so hohem Grade Ihr Interesse und Ihre Neugierde rege machte. Sie haben dadurch das vollste Recht erworben auf eine klare unzweideutige Erklärung von meiner Seite. Daß Sie mir zutrauen, die elegante Fuchsstute nicht gestohlen zu haben, ja die Möglichkeit dieser Herkunft ganz außer Diskussion lassen, gereicht mir zu großer Genugthuung. Auch haben Sie ganz recht, wenn Sie vermuthen, daß ich sie weder gefunden, noch gekauft, noch von einem Offizier geliehen habe.

Bleibt also nur noch die Frage: Wer hat Recht, der Herr Fabrikdirektor oder mein Studiengenosse Zibibus-Posthalter? —

Indem ich diesem letztern, meinem Freund Zibibus, die ehrende Anerkennung zolle, daß er das allein Richtige getroffen, bedauere ich, nicht daselbe Herrn Fabrikdirektor gegenüber thun zu können. Ich muß dabei die Herren bitten, von dieser amtlichen Urkunde hier gefälligst Einsicht nehmen und dann selber die Entscheidung treffen zu wollen, in welcher Form der Herr Fabrik-Direktor seiner übernommenen Verpflichtung mir gegenüber nachzukommen haben wird.“

„Zipsele, Zipsele, das hast Du gut gemacht“, rief Zibibus-Posthalter, „zeig her die Urkunde!“

„Gebt sie doch lieber dem Notar“, riefen andere, „er soll nachsehen, ob es damit seine Richtigkeit hat.“

Alles lief jetzt dem Notar zu. Der besah die beiden Bogen sorgfältig nach allen Seiten und las sie dann zuerst still. „Kein Zweifel möglich, alles in Ordnung“, sagte er. „Vorlesen, vorlesen“, riefen jetzt viele. „Weinetwegen“, sagte der Notar und las:

Großherzogliches Bezirksamt Lerchenheim.

Nr. 3147. Dem Inhaber dieses, Herrn Candidaten juris et cameralium Ziprianus Hochwälder, zur Zeit dahier in Lerchenheim wohnhaft, wird hiermit die nachgesuchte Erlaubniß erteilt, die ihm bei der landwirthschaftlichen Ausstellung dahier am 22. Oktober d. J. als erster Gewinnst der Fest-Lotterie zugefallene Fuchsstute seinerseits selbst wieder einer Verloosung auszusetzen unter der Bedingung, daß nicht mehr als 400 Loose, zu einem Gulden das Loos, verkauft werden dürfen und daß die Loos-Abnehmer ihre Namen in einen der beiden aus diesseitigem Kanzleipapier erstellten, mit Kopf und unserer eigenhändigen Unterschrift versehenen Nummernbogen, jeder 200 Nummern enthaltend, einzeichnen. Sobald die Loose ganz oder doch zu  $\frac{3}{4}$  abgesetzt sein wer-

den, hat Auspieler die beiden Nummernbogen im Original anher wieder vorzulegen, worauf wir Tag und Stunde der öffentlichen, unter unserer Aufsicht erfolgenden Ziehung bekannt machen werden.

Lerchenheim, den 5. November 18..

Fuchsbauer.

vdt. Sprengelmayer, Aktuar.

Jetzt nahm der Notar den andern Bogen und las:

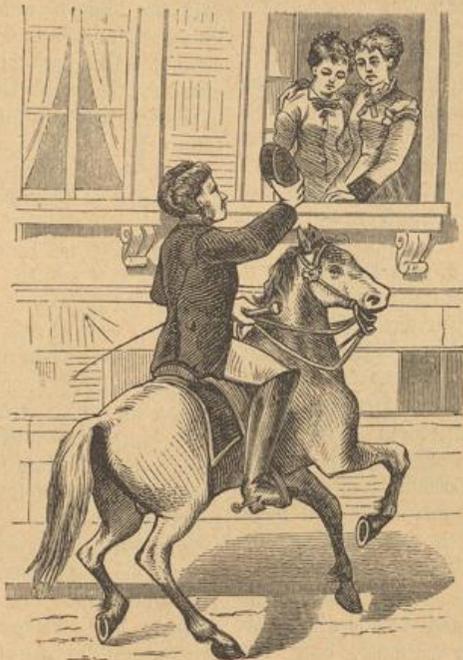
Großherzogliches Bezirksamt Lerchenheim.

Enthaltend zwei Blätter, die nicht von einander getrennt werden dürfen, mit zusammen vier Seiten, wovon die erste unsere eigenhändige Unterschrift trägt. Zweiter Nummernbogen, enthaltend die Loosnummern 201 einschließ- lich bis 400.

„Nuch damit“, sagte der Notar, „hat es seine Richtigkeit. Kein Gerichtshof der Welt kann die Richtigkeit dieser Urkunden anfechten. Herr Fabrik-Direktor, ich kann nur konstatieren, daß Ihr aus freien Stücken gemachter Einsatz verfallen ist zu Gunsten des Inhabers dieser Urkunden, des hier gegenwärtigen Herrn Ziprianus Hochwälder vulgo Zipsele, heutigen Gastes bei unserm Herrenabend. Da aber soeben männiglich mich diesen Abend mit Ausübung der freiwilligen Gerichtsbarkeit betraut hat, erlaube ich mir folgende gütliche Ueber- einkunft in Vorschlag zu

bringen und demnächst unsern Gast Zipsele zur Genehmigung desselben einzuladen. Ich beantrage:

Herr Fabrikdirektor Geldreich, welcher sich freiwillig zur Zahlung von 20, ja 30 und mehr Gulden verpflichtet hat, wenn der von ihm angezweifelte Nachweis erbracht würde, entlebigt sich dieser in unserer Gegenwart gegebenen Zusage, indem er alsbald 30 Loose der Pferdelotterie zeichnet. Von den Gewinnchancen dieser 30 Loose soll die eine Hälfte ihm selbst, die andere sämtlichen Mitgliedern des Herrenabends zu gut kommen beragefakt, daß wenn der Gewinnst auf eine der Nummern 201 bis 215 fällt, der Gewinnst dem



Schade, daß er das Examen nicht machen will.

Herrn Fabrikdirektor ganz allein zugehören soll. Sollte aber eine der Nummern von 216 bis 230 die glückliche sein, so fällt das gewonnene Pferd ganz und ungetheilt den anwesenden Mitgliedern des Herrenabends zu Eigenthum."

"Bravo, recht so, ganz gut, hieß es, Girklegier hat seine Sache gut gemacht, er soll leben." —

"Einverstanden", rief Zipsele und leerte seine frische schäumende Halbe auf einen einzigen Zug.

Fabrikdirektor Geldreich machte gute Miene zum bösen Spiel; da er aber auch sonst „immer nur nobel“ war, so bezahlte er nicht nur sofort den Betrag für die 30 Loose, sondern er zeichnete, um sein Wort voll einzulösen, noch weitere 10 Loose-Nummern im Namen seiner Frau.

Es ging jetzt gar heiter her im „Herrenabend“, und obwohl ein lustiges Stücklein ums andere an die Reihe kam, dachte doch mancher wieder an die vorausgegangene Geschichte, schlich sich wohl auch aus Neugierde gelegentlich in den Stall, um den ganz sicherlich nur nach Herrenhausen kommenden Glücksgaul zu sehen, und nahm dann gar noch ein Extraloose.

Und als erst Zipsele am andern Nachmittag in vollem Studentenwuchs und blanken Stiefeln auf seiner sorgfältig gepuzten Vissy durch das Städtlein ritt und den Frauen und Töchtern seiner Schmollisbrüder gar galant die Honneurs machte, da sagte gar manche noch lebige Herrenhauslerin, die nicht mehr zu den Backfischlein zählte: „Es ist doch wahrhaftig schade, daß er das Examen nicht machen will und nicht einmal sonst eine Anstellung sucht. Es wäre immer noch Zeit dazu, er könnte dann noch heirathen und die Frau bekäme Pension, wenn er früh sterben thäte.“

An das Heirathen dachte aber Zipsele zuletzt und an das Examenmachen noch viel weniger. Er war jetzt finanziell aus der Klemme, hatte 160 Gulden im Sack und auf den Abend gab es wieder guten Stoff und lustige alte Kameraden.

Vor dem Schlafengehen sagte Fibibus-Posthalter zum Zipsele, indem er ihm und sich je ein Gläslein altes Kirschentwasser vorsekte: „Hör, Zipsele, Du bist aber doch ein Röhrle. Zwar schwört der Notar, wie er sagt, drei Eide für einen, daß Deine Lotteriepapiere ganz in Ordnung seien; aber für mich ist die ganze Geschichte doch nicht so ganz im Kanton Glarus. Du hast mir ein paarmal gar spitzbübisch gelächelt; ich habe Dich genau fixirt, ohne daß es die Andern gemerkt haben. Zipsele, mir darfst Du's schon sagen; wenn Du Dir mit einem Schelmenstreich aus dem Pech geholfen, so freut es mich; aber es wurmt

mich, nicht zu wissen, wie Du es angestellt hast, uns alle zu uzen.“

„Fibibus“, sagte Zipsele, „kannst Du schweigen?“ —

„Wie das Grab, auf meine Ehre“, sagte der Posthalter.

„Nun so schweige wenigstens drei ganze Wochen lang. Ich will Dir sagen: die Unterschrift vom Lerchenheimer Amtmann ist ächt, so ächt wie die heilige Schrift selber. Auch das Papier von den beiden Bögen mitammt dem gedruckten Kopf ist ächt, nur habe ich beide Bögen bei meinem Freund Sprengelmayer, ohne seine spezielle Erlaubniß vorher einzuholen, entlehnt und bei dem übrigen Inhalt der Bögen und der Unterschrift desselben Sprengelmayer dem Schreiber ein wenig die Feder geführt. Und daß die Vissy meinem Vetter Salmenwirth in Lerchenheim gehört, das hättest Du, Fibibus, Dir, Fibibus, eigentlich selber sagen können.“

„Zipsele, Du bist ein Tausendsapperment, aber nimm Dich in Acht, die Geschichte könnte zu schlimmen Häusern führen“, sagte der Posthalter.

„Fibibus, sei nicht zu ängstlich. Siehst Du dort, dein Ofen hat schon vor 2 Stunden beide Bögen verschlungen. Wer will mir hintennach beweisen, daß es mit ihnen nicht in allweg richtig war? Also sei fein still und mucke Dich die versprochenen drei Wochen lang nicht weiter; das Andere wird schon richtig werden. Auch unsereiner sucht hintennach wieder gerade zu machen, was krumm war. Gute Nacht, Fibibus, Du bist ein altes, gutrenommirtes solides Haus, vergelt Dir's unser Herrgott.“

Am andern Morgen früh brach Zipsele wieder auf. Dem Stallknecht gab er ein gutes Trinkgeld. Am Abend spät kam er nach Buckelbergen, übernachtete dort wieder in der „Feurigen Sonne“; am andern Morgen schickte er, ehe er weiter ritt, dem Meister Lebtuchen und dem Meister Weinsaf jedem sein Geld für das halbe Paar Stiefel und jedem noch extra einen halben Gulden Trinkgeld „für den ausgestandenen Schrecken“, wie er sagen ließ.

Am selbigen Abend aber kam Zipsele wieder heim nach Lerchenheim; der Vetter Salmenwirth und die Frau Base und das Meiele waren schon zu Bett gegangen, denn seit Zipsele fort war, konnte früher Feierabend gemacht werden.

Des Morgens darauf kam Zipsele schon zur Kaffezeit an den Tisch der Salmenwirthsleute.

„Herr Vetter, sagte er, Ihr werdet mir bezeugen, daß ich Wort gehalten habe. Die Vissy steht frisch und gesund im Stall. Es ist ihr nichts

abgegangen; im Gegentheil, sie wird an unser Reisklein denken, von wegen des Habers. Auch habe ich Ehre mit ihr eingelegt. Und hier, Vetter Salmenwirth, sind achtzig Gulden. Schreibt sie an meiner Zedde ab, wenn es nicht langt, ich meine aber es könnte es thun."

Der Salmenwirth machte große Augen, aber der Zipsele doch noch größere, als der Vetter Salmenwirth an das Känsterle (den Wandschrank) ging und ein Geldpaket mit 5 großen Siegeln hervorholte. "Da hat gestern", sagte er, "der Postbote dieses Päcklein, 'Werth 300 Gulden, franco', gebracht, adressirt an den Kandidaten Herrn Ziprian Hochwälder, zur Zeit im Salmen in Verchenheim. Seid Ihr vielleicht derjenige, welcher?"

"Weiß Gott", sagte Zipsele, "das ist das Siegel vom Fürsten Hohengrollern-Fechingen. Wahrhaftig, Allah ist groß und Muhammed sein Prophet, und der Fürst von Hohengrollern-Fechingen ein großmüthiger Mensch."

Der Zipsele hatte recht. Das Geld kam wirklich von Fechingen und vom Fürsten selber. Der Fürst hatte mit Zipsele studirt und ihm früher oft aus der Patsche geholfen. Einige Jahre aber hatte er sich von ihm zurückgezogen, denn Zipsele hatte es dem Fürsten einmal auch gar zu arg gemacht.

Er war nämlich früher alle Jahre beim Fürsten auf Besuch, acht, vierzehn Tage lang, und lebte dabei wie der Vogel im Haussamen. Wenn es aber der Mensch gut hat, dann wird es ihm zu wohl und er schlägt aus, wie es heißt im 5. Buch Moses, 32. Kapitel, 15. Vers. Zipsele hatte bei seinem letzten Besuch im Schloß so tolle Streiche gespielt, daß der Fürst in große Verlegenheit gerieth und ihm eines Morgens seinen Kammerherrn schickte mit der Weisung, Herr Ziprianus Hochwälder solle sofort die fürstliche Residenz verlassen und müsse bis morgen Mittag 12 Uhr über der Grenze sein.

Zipsele hatte sich damals auf diesen Ausweisungs-Befehl sofort hingesezt und dem Fürsten geschrieben:

Sw. Durchlaucht

verfahren sehr streng mit mir, wollen, ich solle mich morgen Mittags 12 Uhr über die Grenze schieben und verlangen, daß ich deshalb jetzt schon die Residenz verlasse. Bedenken doch Durchlaucht, daß die Größenverhältnisse Hochbero souveränen Fürstenthums mir ganz wohl gestatten, noch in aller Ruhe bis Morgen 3/4 nach 11 Uhr in der Residenz zu verbleiben und doch noch so zeitig über die Grenze zu kommen, daß es vollkommen hinreicht, um noch vor Schlag 12 Uhr von drüben herüber Sw. Durchlaucht sämmtliche Fenster des Schlosses einzuzwerfen.

Sw. Durchlaucht gehorsamster

Ziprianus Hochwälder  
vulgo Zipsele.

Aber heute hatte der Fürst, wie man sieht, Zipseles Affront wieder vergessen.

Noch selbigen Vormittag verlangte Zipsele vom Salmenmeiele schon wieder Feder und Tinte und schrieb an den edelmüthigen Gönner einen sehr nett aufgesetzten Brief, um seinem durchlauchtigen Schmollisbruder tiefgerührt zu danken und unter reumüthiger Anspielung auf das Frühere um Hochbessen ferneres Wohlwollen zu bitten.

Dann nahm er von dem Geld, das ihm der Fürst geschickt, 160

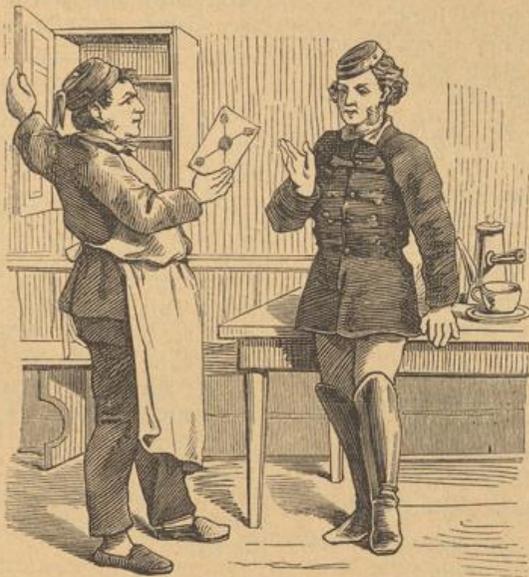
Gulden, packte sie zusammen und schrieb dazu folgenden Brief an seinen Freund, den Posthalter zu Herrenhausen:

Lieber Fibibus!

Ich bin gut heimgekommen mit der Kiffy. Aber der Salmenwirth hat so große Freude an dem braven Thiere, daß ich es ihm überlassen will. Du weißt, er ist mein Vetter, Pfleg- und Nährvater und ich habe große Verpflichtungen gegen ihn. Aus diesem Grunde habe ich den Plan abermaliger Verloosung aufgegeben. Habe die Güte, hievon die freundlichen Vooabnehmer von Herrenhausen zu verständigen und gib jedem Einzelnen den Selbstbetrag zurück.

Dir selber aber und allen Freunden im unvergeßlichen Herrenhausen die herzlichsten Grüße von

Euerem dankbaren  
Zipsele.



Seid Ihr vielleicht derjenige, welcher?

### Fuchs und Has.

Von R. Keigel.

„E Fuchs lauft d'ort am Waldsaum hi,  
 Me s'cht em a, er denkt d'rbi;  
 „Gut bin i fattsem g'ueg ernährt,  
 I ha ne schöne Has verzehrt!  
 I möcht de ganze Tag nüt meh,  
 As für mi Durst e Mulvoll Schnee“.

Er lauft d'rvo im stolze Schritt  
 Und denkt, so wie me sait, an nüt.  
 Jes winselt öbbis hört abfittz,  
 Mi Fuchs blibt stoh und frogt: „Was gitts?“  
 E Has steckt mit me Lauf im Schlic  
 Me het en g'macht us dünne Strick.

„Aha, das macht m'r au kei Zorn!“  
 So denkt d'r Fuchs, „'s isch g'forgt für morn!“  
 Er blibt e Rung bim Häslü stoh,  
 Luegt hi, as wott er helse do.  
 „Kei Aengste, Better“, het er g'sait,  
 „I thue d'r hüte g'wiß nit z'Leid“.

D'r Fuchs het, wie's em Fuchs stoh a,  
 Die Sach' gli überschlage g'ha.  
 D'r Has hätt' viellicht über d'Nacht  
 Vom Schlic si Läufli use g'macht,  
 Und uf und furt — frei isch d'r Ma!  
 Und er hätt' morn kei Jamnis g'ha!

Drum het er au im Has nüt tho.  
 Er het d'r Schlic vom Läufli g'no,  
 Und het en, juchst wie us Verseh,  
 Im Has um 's Häslü gleit — o weh!  
 Druf isch er langsam d'Hörst buri  
 Und heimlig g'schmunzlet: „Der isch mi!“

I mein, es lit e Lehr do drin,  
 Es lit m'r grad e so im Sinn:  
 So Fuch' wie de, gitts menge no,  
 Sie wenn im Häslü helse jo,  
 Bis daß sie's hen mit Hut und Hoor.  
 Drum Häslü, gib bi nit in G'fohr!

#### Wär' nicht nöthig gewesen.

Kommt an einem Abend etwas spät ein junger Mensch des Wegs daher geschritten, auf dem Buckel einen gefüllten Sack tragend, und war schon nahe an den ersten Häusern seines Heimatortes, das ein bekanntes Städtchen im Oberland ist, wo der Better auch viele Bettern hat. Plötzlich sieht der Bursche, dem freilich kein besonderer Muth unter dem „Bruschtuech“ wohnte, hinter einer Mauer eine Mannsperson hervorschleichen, welche eine Flinte im Arme trug. Als der Bursche den „Käu-

ber“ erblickte, nahm er mehr seine Füße als den Kopf in Anspruch und stoh in riesigen Sätzen davon, als wäre ein Trupp weiland Turtos hinter ihm. Nicht weniger saumselig setzte der fürchterliche Flintenträger ihm nach. Als die wilbe Jagd bei den ersten Häusern angelangt war, schrie der Verfolgte mit entsetzlicher Stimme: „Herr Jese, helfet, helfet!“ und der andere ebenso fürchterlich: „Hebet en, hebet en!“ so daß im Nu alle Umwohner auf der Straße zur Hilfe bereit stunden und der Jagd Halt geboten wurde. Die zwei Attentäter stunden vor der Schutzmannschaft still und — der hasenfüßige Junge hatte auf den Ortschaften Lumpen gesammelt und trug sie heim, und der fürchterliche Räuber war der Dammert (Flurschütz) und glaubte, der Kerl hätte Kohl oder Bohnen gemaust, deßhalb die Verfolgung.

#### Mißverständnis.

Der Herr Oberamtmann Streng will den Schultheiß in Bubelshausen visitiren. Da es aber sehr heiß ist, hat er sich auf Zureden seiner Frau entschlossen, heute ausnahmsweise seinen Sommer-Sonntagsnachmittags-Ausgangsanzug, d. h. Rock, Hose und Weste alles aus feinstem weißem englischem Ledertuch, anzuziehen. Wie er nun in diesem Aufzuge nach Bubelshausen kommt, so fragt er in der Nähe des Rathhauses einen davorstehenden Buben, wo der Herr Schultheiß sei. Dieser mustert den Herrn Oberamtmann einen Augenblick von unten bis oben, ohne ein Wort zu sprechen, dann aber rennt er an das Rathhaus hin, zieht schnell nach einander an der Glocke und ruft dann seinem verwundert herausschauenden Vater zu: „Vater, Du sollest ra' komme, der Weisputzer ist da!“

#### Unberechtigter Vorwurf.



Mann: Freue Dich, liebes Weibchen, ich habe so eben mein Leben versichern lassen.

Frau: So! Da kann man wieder

sehen, wie rücksichtslos Ihr Männer seid! Immer denkt Ihr doch nur an Euch; — mein Leben versichern zu lassen, fällt Dir natürlich nicht ein!

# Die Goldhölle.

Wenn wir noch zwei Jahre so arbeiten und Glück haben wie seither, dann können wir das Geschäft aufgeben und als Millionäre in unserer Heimath herrlich und in Freuden leben“, sagte der Goldgräber Thomas zu seinem Kameraden Joel, als sie müde von des Tages Last und Hitze vor ihrer Hütte saßen.

„Eben darum ist es aber nöthig“, erwiderte Joel, „daß wir diesen Platz verlassen und einen neuen auffuchen, wo noch kein Spatzen das edle Metall berührt hat. Und noch etwas: Wir Zwei wollen für uns bleiben, wir wollen nicht mehr in Kompagnie mit dem Irländer Gold suchen.“

„Ganz einverstanden, Joel“, sagte Thomas; „dieser Mensch gefällt mir so schon lange nicht mehr. Sein böser Blick und sein Mißtrauen, das er immer gegen uns hat, ist fast nicht mehr zum Aushalten. Ich fürchte den Menschen, wenn er mich so ansieht.“

Seit Monaten hatten die Beiden in Gemeinschaft mit einem Irländer in Kalifornien Gold gegraben und bereits ein schönes Sümmdchen sich erworben. Sie waren aber damit noch nicht zufrieden; je mehr er hat, je mehr er will, hieß es bei ihnen. Thomas und Joel beschloßen, schon am nächsten Morgen ihre Habseligkeiten zusammenzupacken und den Platz zu verlassen, ohne dem etwas weiter weg wohnenden Gefährten, dem Irländer, etwas davon zu sagen.

Am folgenden Tage waren sie schon vor Sonnenaufgang damit beschäftigt, das seither gewonnene Gold im nahen Gehölz zu verbergen, da es ihnen nicht rathsam schien, dasselbe auf der Reise mitzuführen.

„Was war das?“ rief Thomas, sich plötzlich umblickend, „ich meine ein Geräusch im Unterholz da drüben gehört zu haben.“

„Bah! du siehst immer Gespenster bei solchen Gelegenheiten“, entgegnete sein Kamerad.

„Es war mir, als ob ich das Gesicht des Irländers durch die Büsche erblickt hätte.“

Um sich und den Freund zu beruhigen, drang Joel in das dicke Unterholz vor, fand aber nirgends eine Spur, die zu begründetem Verdacht Veranlassung gegeben hätte. Er stellte das Suchen daher bald ein, zeichnete einige Bäume in der Nähe des vergrabenen Schatzes und schritt mit seinem Gefährten zur Hütte zurück, um die Reise anzutreten.

Raum eine Stunde waren sie gegangen, als sie

lautes Rufen vernahmen. Es war der Irländer, der ihre Abreise entdeckt und ihnen gefolgt war.

„Wohin so eilig?“ rief er ihnen zu. „Es freut mich, Euch reisefertig zu sehen, ich gehe auch mit. Wir wollen ins Gebirge, da ist noch viel Gold.“

Der Irländer wußte die Beiden zu überreden, daß sie mit ihm gingen. Der Ort, welchen er zum Goldgraben ausersehen hatte, lag etwa fünfzig Meilen entfernt. Er nannte denselben Goldhölle und wollte von einigen Goldgräbern in der Umgegend, wo er seither gewohnt hatte, Berichte über den unendlichen Reichthum dieses Gebietes erhalten haben, die alles bis jetzt Gesehene weit hinter sich ließen.

„Nur die unendlich schwer zugängliche Lage der Schlucht“, sagte er, „und die Unmasse von Inseln, welche man in derselben vorfindet, haben seither Andere abgehalten, dort zu arbeiten, aber was machen wir uns daraus! Gold — viel Gold wollen wir haben!“

Die Reise dahin war sehr beschwerlich; indessen die Ausichten auf den zu erzielenden Erfolg ließen die Drei alle Strapazen leicht überstehen. Am Mittag des vierten Tages erreichten die Reisenden eine herrliche Gebirgsebene, schlugen hier eine Hütte auf, da sich in nur geringer Entfernung davon die Goldschlucht befinden sollte. Nachdem sie sich ausgeruht, gingen sie, um die Schlucht in Augenschein zu nehmen und einen Arbeitsplan zu entwerfen.

Das sich vor den Augen der Goldgräber ausbreitende Panorama war eines der schönsten, das sie je gesehen hatten. Vor ihnen am fernen Horizonte ragte himmelanstrebend her unter dem Namen „die Himmelsleiter“ bekannte hohe Berg. Zu ihren Füßen breitete sich ein von kleineren Felsen und wilden Schluchten mit rauschenden Gießbächen zerstücktes Thal aus, während zu beiden Seiten des Abhanges, den sie jetzt auf einem schmalen, nur für eine Person ausreichenden Pfade herabklimmen mußten, mächtige Fichten ihr Haupt wiegten. Der Irländer führte sie bergab, bald an einer Baumwurzel herabgleitend, bald von einer Klippe zur anderen springend, bis sie endlich die Ebene erreichten. Dann ging es weiter durch ein Stück düsteren, unheimlichen Waldes, bis ihnen endlich ein tiefer finsterner Abgrund entgegenstarrte, so schrecklich, daß sich Joel entsetzt zur Seite wandte und dem Führer zurief: „Geht zu, daß wir von diesem Höllenschlund fortkommen!“

„Wir sind zur Stelle!“ rief der Irländer, „dies ist die Goldhöhle!“

Seine Begleiter blickten ihn mit Grauen und Staunen an. „Geht nur zuerst hinunter und holt uns eine Probe davon herauf“, sagte Thomas spöttisch und sein Freund Joel stimmte in das Gelächter ein, das jener anschlug, als er in das lange Gesicht des Irländers blickte.

Die Goldhöhle oder der Goldschlund war allem Anschein nach ein ausgebrannter Krater und hatte eine unregelmäßig geformte weite Oeffnung von fast einem Morgen im Umfang. Der äußere Rand, an dem die Goldsucher standen, war ringsum mit hohen Fichten eingefast und das Düstere des Ortes ward durch die Felsen noch erhöht. Von dem äußeren Rand neigte sich der Boden in einem Winkel bis zu der eigentlichen Oeffnung des Abgrundes, der den Beschauern als eine schwarze Tiefe entgegen gähnte. Ein kleiner Bach, der sich durch den erdigen äußeren Rand sein Bett gegraben hatte, stürzte sich mit schrillen Ton bröhnend in die Tiefe.

Sonst herrschte ringsum Todtenstille. Der Schall der von den Höhen herabstürzenden Wasserfälle ward von den dichtbewachsenen Wäldungen abgehalten und die nahen Berge ließen kein Lüftchen in dieselben bringen, um die Gluthen der Mittagssonne zu lindern.

Während die Wanderer schweigend neben einander standen und jeder sich seine eigenen Gedanken über dies neue Feld der demnächstigen Thätigkeit machte, schlüpfte eine vier Fuß lange Klapperschlange lech hinter einem großen Kaktus hervor, blickte die Ankömmlinge mit Verwunderung an und glitt dann vorsichtig in eine Spalte des Kraters. Entsetzt wandte sich Thomas zur Seite und sein Kamerad folgte ihm.

„Morgen wollen wir Seile und Brecheisen mit uns nehmen und den Krater von innen ansehen“, sagte der Irländer. Der Gedanke, in den Höllenschlund hinabzusteigen, wollte indeß den beiden Freunden wenig zusagen. Aber der Irländer wußte nicht allein auf dem Rückwege zu der Hütte, sondern auch am Abend beim Wachtfeuer so viel Rühmens von dem Werthe seiner Entdeckung zu

machen, daß seine Gefährten sich endlich mit dem Vorsatze zur Ruhe legten, ihn am nächsten Morgen zu begleiten, um den Abgrund einer gründlichen Untersuchung zu unterziehen.

Hell und goldbig stieg die Sonne des jungen Tages hinter dem Felsengebirge hervor, als der Irländer die Schläfer weckte. Ein erquickender Schlaf und eine gute Mahlzeit sind wunderbare Stärkungsmittel für den wankelmüthigen Geist. Noch ehe die goldene Kugel drei Stunden über dem Horizonte gestanden hatte, waren die drei Männer mit Bidärten, Brecheisen und einem starken Seile beladen auf dem Wege nach dem Schlunde. Alles um sie her deutete auf einen guten Erfolg, und der Abgrund selbst, als sie denselben erreichten, schien ihnen nur halb so schrecklich wie am Tage zuvor.

Mit geübter Hand und dem praktischen Blicke des Mannes, der versteht, was er will, machte der Irländer die nöthigen Vorbereitungen, um in den Abgrund hinabzusteigen und die Sorglosigkeit und Sicherheit, mit der er zu Werke ging, gaben seinen Begleitern mehr Vertrauen zu dem gewagten Unternehmen.

Der Irländer hatte das eine Ende des Seiles um einen Baum geschlungen und stieg mit dessen Hilfe bis zu dem inneren Rande hinab.

Biel Gold da drunten.

Dann ließ er sich eines der mitgebrachten Brecheisen zuwerfen und trieb solches mit seiner Wicke tief in den Boden ein, schlang das Seil um dasselbe und stellte so ein Geländer her, an dem man ziemlich sicher auf- und absteigen konnte. Alsdann ließ er das übrige Ende des Seiles über den Abgrund gleiten und kletterte, noch ehe seine Kameraden ahnen konnten, was er beabsichtigte, an demselben in die Tiefe hinab. Sein Verschwinden war so plöblich, daß Thomas und Joel sich einander betroffen ansahen; indessen stieg der Irländer durch sein mannhaftes Auftreten um ein Bedeutendes in ihrer Achtung.

Er mußte ziemlich tief unten sein, denn obgleich sie ihn von Zeit zu Zeit Vermuthungen über die Hindernisse, mit denen er aller Vermuthung nach zu kämpfen hatte, ausstoßen hörten, so klang seine Stimme doch sehr undeutlich zu ihnen herauf.



späht  
ten die  
begegn  
sich dem  
hut bei  
sahen  
alsdann  
Kugeln  
er, ind  
Tiefe g  
die von  
waren.  
das ebl  
des Ge  
den Ne  
auch hi  
Freunde  
haltend  
dieselbe  
zurück  
schlupf  
licher S  
„Wen  
Gott be  
ihm noch  
sicherlich  
in der A  
daß die  
verbund  
Pläne  
Der  
als un  
konnte  
fährt  
zu gebe  
getleide  
Er  
immer  
ren hi  
er mü  
Dun  
und be  
was u  
für den  
unter i  
sie lieg  
es sel  
Sein  
mit ein  
und Kl  
tig. W  
sein Be  
wollte

Plötzlich aber folgte eine Pause, und schon glaubten die Oberstehenden, es möchte ihm ein Unfall begegnet sein, als sie mit einem Mal das Seil sich bewegen und bald darauf den großen Strohhut des Irländers aus dem Abgrunde auftauchen sahen. Mit einem kühnen Sprung schwang er sich alsdann an die Oberfläche und stand im nächsten Augenblick neben seinen Gefährten.

„O, viel Gold, viel Gold da drunten!“ rief er, indem er seinen Hut abnahm und aus dessen Tiefe zwei Stücke schmutzigen Quarzes hervorholte, die von einer dicken goldenen Ader durchzogen waren. Thomas und Joel jubelten laut, als sie das edle Metall erblickten; nahezu der achte Theil des Gesteines war gebiegenes Gold. Aber wie dem Reichthum nur zu oft die Sünde anklebt, so auch hier. „Sieh hier!“ sagte Joel zu seinem Freunde, indem er auf die dem Stück Quarz anhaftende Erde deutete. Neugierig blickte Thomas dieselbe an, sprang aber im nächsten Augenblicke zurück, denn ein fast drei Zoll langer Skorpion schlüpfte aus derselben heraus und lief mit erstaunlicher Schnelligkeit den Abhang hinab.

„Pluto, der Gott des Reichthums, ist auch der Gott der Unterwelt“, sagte Thomas, aber weder ihn noch seinen Freund konnte dieser kleine Zwischenfall dauernd schrecken, denn die Schätze, die in der Tiefe verborgen waren, lockten zu sehr, als daß die Schrecknisse, welche mit deren Erlangung verbunden waren, sie von der Ausführung ihrer Pläne abzuhalten im Stande gewesen wären.

Der Irländer behauptete, daß er nicht tiefer als ungefähr dreißig Fuß hinabgestiegen sei, er konnte aber nicht Worte finden, um seinen Gefährten einen Begriff von den Unmassen Goldes zu geben, mit denen die Wände der Schlucht ausgekleidet seien.

Er hielt dafür, daß es am besten sei, wenn immer nur Einer unter Beihilfe der beiden Andern hinabgelassen werde und arbeiten solle, bis er müde sei, dann könne er den losgebrochenen Quarz in einem kleinen Sack mit herausnehmen und der Nächste solle an die Arbeit gehen. Thomas und Joel waren so sehr von den Aussichten für den Erfolg entzückt, daß sich ein Wettstreit unter ihnen entspann, wer zuerst hinabfahren sollte; sie ließen daher das Loos unter sich entscheiden, — es fiel Thomas zu.

Seine kleine Bicke in den Gürtel schiebend und mit einer hinreichenden Anzahl von Zündhölzchen und Rienspänen versehen, machte Thomas sich fertig. An einem starken Bande um den Hals hing sein Brodbeutel, in dem sein Frühstück steckte. Dies wollte er nicht zurücklassen, weil er nicht eher wie-

der an die Oberfläche zu kommen beabsichtigte, als bis er den Sack mit Quarz gefüllt hätte.

Der Irländer hatte inzwischen von einer jungen Fichte einen Ast abgehauen, denselben zugestutzt und an dem Ende des Seiles befestigt. Thomas setzte sich rittlings auf denselben, schwang sich über den Rand des Abgrundes hinaus und ward nun ruckweise von den Kameraden hinabgelassen. Anfangs überließ ihn ein kalter Schauer, als er in die gähnende Tiefe unter sich blickte, und krampfhaft hielt er das Seil fest. Erst jetzt fiel es ihm ein, wie ungemein schwach dasselbe sei, und die Ueberzeugung, daß wenn es sein Gewicht nicht zu tragen vermöge, er in die Tiefe stürzen müsse und unrettbar verloren sei, erfüllte ihn mit Angst und Schrecken. Aber er kämpfte die Furcht als eines Mannes unwürdig nieder und sein Muth hob sich zusehends, als er bei Prüfung der Seitenwände im Zwielficht das Glimmern des ihm so wohlbelannten Metalls erblickte. Der Abgrund schien im wahren Sinne des Wortes mit Gold ausgekleidet zu sein. Nach und nach ward es aber so dunkel um ihn her, daß er nichts mehr unterscheiden konnte.

Endlich hörte das regelmäßige Rucken des Seiles, mit dem er herabgelassen wurde, auf und er nahm an, daß dasselbe sein Ende erreicht habe. Er rieb ein Zündholz an und sah sich flüchtig um. Zu seiner nicht geringen Freude entdeckte er vor sich einen breiten Vorsprung, den er ohne große Mühe erreichte. Nachdem er sich von der Festigkeit desselben überzeugt hatte, zündete er einen der mitgebrachten Rienspäne an, steckte denselben in eine Felspalte und wemngleich die ihn umgebende feuchte Luft nicht erlaubte, einen weiten Raum zu überblicken, so konnte er sich doch hinreichend überzeugen, daß seine kühnsten Erwartungen übertroffen waren. Die ganze Felswand, neben der er stand, war mindestens zur Hälfte edles Metall, und da der Quarz ziemlich verwittert schien, hielt Tom es nicht für schwierig, Massen desselben mit seiner Bicke abzulösen.

Plötzlich ward er in seinen Betrachtungen durch ein Geräusch unterbrochen, das von oben zu ihm herabbröhnte. Er glaubte Verwünschungen und lautes Rufen zu hören, und einige herabfallende Steine ließen vermuthen, daß Joel und der Irländer handgemein geworden waren. Eine schreckliche Ahnung tauchte in ihm auf und er zitterte am ganzen Körper. Da tönte mit einem Male ein gellender Schrei an sein Ohr und ein Körper, dessen Form durch die Schnelligkeit des Fallens nicht zu erkennen war, streifte an ihm vorüber, dann folgte ein dumpfes Dröhnen aus der Tiefe und alles ward wieder still.

Thomas wagte kaum zu athmen, viel weniger noch der Vermuthung Raum zu geben, daß der herabgestürzte Körper sein Freund Joel sein könne. Und dennoch, wenn er die Ereignisse der letzten Tage an sich vorüberziehen ließ, wenn er das finstere Wesen des Irländers, seinen Haß gegen Joel, das Spionieren, als die Freunde ihren seitherigen Gewinn vergruben, und die Schlaueit in Betracht zog, mit welcher der Schurke sie nach dem abgelegenen Orte gelockt hatte, mußte er sich sagen, daß er nicht zweifeln dürfe, daß Joel ihm bereits zum Opfer gefallen sei. — Welches Schicksal harrete aber seiner selbst? Diese Frage sollte ihm nur zu bald beantwortet werden, denn ehe er sich dessen versah, fühlte er, daß von oben am Seile gezogen wurde. Sofort befreite er sich von demselben und schlang es um den Felsvorsprung, auf dem er stand. Kaum war er jedoch damit fertig, als das Brecheisen, an dem das Seil von oben befestigt war, vermuthlich durch Ablösen des letzten vom Baume aus dem Boden gerissen, klirrend an ihm vorüber in den Abgrund fiel und das Seil, so lang es war, mit sich nahm. Ein Blick nach oben zeigte Thomas die schwachen Umrisse von des Irländers Gestalt, der sich zu bergewissers schien, ob sein teuflischer Anschlag gelungen war; er glaubte auch einzelne Flüche, welche derselbe

seinen beiden Opfern nachsandte, zu vernehmen, dann aber ward alles still wie ein Grab. Thomas vermuthete, daß der Irländer sich entfernt habe. Der Verzweiflung nahe, setzte er sich auf den Felsvorsprung nieder und überließ sich ganz den Einbrüden seiner aufgeregten Einbildungskraft. Das Schreckliche seiner Lage brachte ihn indessen bald zum Bewußtsein, denn sein Loos erschien noch fürchterlicher, als das seines Freundes Joel. Wie lange er so dagefessen hatte, wußte er nicht. Als er sich aber wieder erhob, war sein Rienspan im Erlöschen. Mechanisch griff er nach dem Brodbeutel, um einen anderen herauszunehmen. Aber er zögerte, er hatte deren nur noch vier und diese mußte er für den äußersten Fall aufbewahren, wenn auch die Dunkelheit um ihn her wie eine

eiserne Last auf ihm lag. Er schloß die Augen, um sich Linderung für dieses drückende Gefühl zu schaffen, aber die Schwere, die ihm kaum zu athmen erlaubte, wollte nicht weichen. Kein Laut, als das Rauschen des kleinen Baches, der in seinen Strahlen aus der Höhe über ihn herabstürzte, durchdrang die Finsterniß.

Nachdem Thomas einige Stunden lang die größten geistigen Qualen erduldet hatte, trat eine Erschlaffung ein und er versiel in einen schlafähnlichen Zustand.

Plötzlich ward er aus demselben erweckt. Ein Etwas, das er für die kalte Hand eines Todten hielt, legte sich auf seinen Hals. Mit einem erstickenen Schrei schleuderte er es von sich und zündete einen Rienspan an. Beim schwachen Lichte desselben sah er, daß die Klippe, auf der er stand,



Da tönte ein gellender Schrei an sein Ohr.

wie übersät war mit großen, ekelhaften Eidechsen, die nur in Kalifornien heimisch sind. Unzweifelhaft war eine derselben an ihm heraufgekrochen und hatte seinen nackten Hals berührt. Das Aufleuchten des Rienspans that dem Gefangenen unendlich wohl und goß förmlich neues Leben in seine Aern. Zwar sah er, daß auch die Wände seines Kerkers Leben zeigten, denn er entdeckte bei genauerer Umschau nicht allein große Skorpione, sondern auch mehrere jener abscheulichen, dickleibigen

Spinnen, Taranteln, deren bloßer Anblick einem das Blut erstarren machen kann — denn ihr Biß ist giftig und eben so schmerzhaft wie der des Skorpions —, aber mit dem Lichte war auch die Lust zum Leben zurückgekehrt und das Verlangen regte sich in ihm, einen Versuch zu machen, ob es keine Rettung für ihn gäbe. Rings um ihn her blickte es wie von tausend Sternen, und Schätze breiteten sich vor seinen Augen aus, die hingereicht haben würden, die halbe Welt zu seinen Füßen zu legen; dennoch aber vermochte er nicht auch nur einen Athemzug von Gottes frischer Luft dafür zu kaufen, dennoch genügte sie nicht, den Armen von einem sicheren Tode zu befreien. Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte bitterlich.

Oft aber, wenn das trügerische Glück uns ver-

läßt, finden wir unerwartete Hilfe und Vinderung an Dingen, die uns zu Anfang unbedeutend und nutzlos erschienen. Bei genauerer Prüfung fand Thomas, daß der kleine Bach, dessen einförmiges Plätschern seine kranke Phantasie so erschreckt hatte, ganz in seiner Nähe, auf der Klippe, auf welcher er stand, ein kleines Becken bildete, das sich ohne Schwierigkeit erreichen ließ. Er beugte sich zu demselben nieder und that einen tiefen Zug daraus; dann kühlte er sich Stirne und Gesicht darin. Dies that ihm unendlich wohl und löste ihm neues Selbstvertrauen ein. Er blickte nicht mehr mit dem Auge der Hoffnungslosigkeit auf die Wände seines Gefängnisses, sondern erwog die Möglichkeit, hinaufzuklimmen.

Die Klippe, auf welcher er stand, war eine breite, weit vorspringende Plattform aus Quarz und Erde und über und unter derselben entdeckte er viele gleichartige Schichten von sechs bis zehn Fuß Breite, die in Galerien über einander standen. Er schloß daraus, daß die ganze Lagerung der Schlucht dieselbe sein müsse und so unmöglich es ihm auch anfangs schien, von Stufe zu Stufe zu klettern, lag doch in diesem Gedanken die einzige Möglichkeit der Rettung. Zwar schien das Gestein rings umher sehr mürbe zu sein, denn es bröckelte bei der geringsten Kraftanstrengung in großen Stücken ab und der gährende Abgrund, in welchen dieselben donnernd hinabrollten, mahnte zur äußersten Vorsicht. Es lag aber in dieser Thatsache auch wieder der Beweis, daß es nicht schwierig sein würde, haltbare Stufen in die Wand zu hauen, mit deren Hilfe er den nächsten Vorsprung erreichen könne. Jedenfalls mußte der Versuch gemacht werden, so riesenhaft das Unternehmen auch war, eine Höhe von mindestens hundert Fuß zu erklimmen.

Mit dem Muth, den die Verzweiflung gibt, schritt Thomas ans Werk. Vermittelt seiner Blicke gelang es ihm, ein großes Stück Quarz loszubrechen, auf welches er sich stellen konnte, um den nur einen Fuß über seinem Kopfe befindlichen Vorsprung zu erreichen. Um seine Blicke nicht zu verlieren, drehte er sich aus einigen Streifen Zeug, die er von seinem Hemde abgerissen hatte, eine Schnur, befestigte dieselbe an dem Stiele und hing sie dann um sein Handgelenk, dann hieb er wacker auf den Felsen ein. Aber die Fortschritte, die er dabei machte, waren nur sehr gering, denn schon war der Span zur Hälfte verbrannt, als er erst die Hälfte der Schicht durchbrochen hatte. Da fiel ihm plötzlich das Seil ein, und die Hoffnung, daß das Brecheisen an demselben hängen geblieben sein könne, ließ ihn sofort nach demselben greifen. Wer

beschreibt seine Freude, als er beim Aufziehen desselben das an ihm haftende Gewicht spürte und mit Blitzesschnelle setzte er sich in Besitz des für ihn so werthvollen Instrumentes. Mit Hilfe desselben hatte er schon in der nächsten halben Stunde eine genügend große Oeffnung durch die Klippe über seinem Haupte gestoßen, daß er, nachdem er sein Gerath vorsichtig hindurchgeschoben hatte, selbst mit dem Körper nachfolgen konnte. Auf diese Weise war er der Erboberfläche volle zehn Fuß näher gekommen, aber seine Fackel war fast ausgebrannt und er würde, um noch einmal das Tageslicht zu schauen, wenn er nicht schneller wie bisher vorwärts kommen konnte, noch mindestens zehn Rienspane nöthig gehabt haben. Er besaß aber deren nur drei, dennoch aber verzagte er nicht und ging rüstig weiter ans Werk der Befreiung.

Die nächste Schicht, welche er durchbrach, war etwas dicker als die erste, aber weniger fest, so daß er sie innerhalb derselben Zeit wie die frühere erklimmen konnte. Auf ähnliche Weise überwältigte er noch drei Klippen und verbrauchte dabei einen zweiten Span. Aber der Aermste war nunmehr so erschöpft und hungrig, daß er sich nach Ruhe und Erquickung sehnte.

Wer beschreibt aber seinen Schrecken, als er statt des Fleisches, welches er sich eingepackt hatte, nichts als einige Stücke alten Zwieback's fand. Unzweifelhaft hatte der Irländer ihm den größten Theil des Frühstücks genommen, um ihn, wenn nicht anders, durch die fürchterlichste aller Todesarten, durch den Hungertod, aus der Welt zu schaffen. Aber Thomas hatte den Muth, selbst mit dem Hunger zu kämpfen, und begnügte sich daher mit einem kleinen Stück seines kostbaren Proviants. Ein Strahl des silberhellen Bergwassers erfrischte seine erschlasten Kräfte wunderbar und von dem tröstenden Gefühle gehoben, der bewohnten Erboberfläche um wenigstens vierzig Fuß näher gekommen zu sein, löschte er seine Fackel aus und legte sich zur Ruhe.

Trotz Eidechsen, Skorpionen und Taranteln schlief Thomas alsbald ein und erwachte gestärkt und gekräftigt zu erneutem Kampfe. Es wollte ihm scheinen, als ob die Finsterniß um ihn her nicht mehr so dicht sei wie früher, denn er konnte das Glitzern der Goldadern im Gestein ziemlich deutlich erkennen. Seiner Berechnung nach hatte er bereits einen Tag und eine Nacht in der Schlucht zugebracht. Mit frischem Muth, wenn auch mit der Empfindung eines nagenden Hungers, zündete er einen Rienspan an und begann die Arbeit aufs Neue. Die Schicht, welche er nun zu durchbrechen hatte, war dicker und fester als alle früheren und

loftete manchen Tropfen Schweiß. Voller zwölf Zoll bestanden aus festem Quarz, ohne auch nur eine Spur von Erde zu enthalten, waren aber von dichten Atern des edelsten Metalles durchzogen. Wie glitzerten und schimmerten die unförmlichen Felsenstücke beim Scheine des Lichtes, wenn sie Meteoriten gleich in die Tiefe rollten.

Der seitherige Erfolg ließ Thomas so vertrauensvoll auf seine endliche Rettung hoffen, daß er, ehe er seine Arbeit weiter fortsetzte, fast eine Stunde darauf verwandte, soviel aus dem werthvollen Metall herauszuhauen, als sein Brodbbeutel fassen mochte. Was ihm von dem Zwieback noch übrig war, las er sorgfältig zusammen und steckte es mit Ausnahme eines Stückes, welches er aß, in die Tasche. Nach seiner Annahme mochte das Säckchen wohl zwanzig Pfund Gold enthalten, und diesen Schatz war er entschlossen, wenn irgend möglich, aus dieser Goldhöhle mitzunehmen.

Im Begriff, seine Arbeit wieder aufzunehmen, fiel ihm eine Tarrantel auf die Hand, und die Besorgniß, von derselben gestochen zu werden, ließ ihn die Vorsicht vergessen. Das Brech Eisen entglitt seiner Hand und fiel bröhnend in die Tiefe. Einen Augenblick stand er wie erstarrt da; es war ihm, als ob durch diesen Verlust die Hoffnung auf Rettung mit einem Male verschwunden sei und er glaubte in dem Unfall eine gerechte Strafe für seine Gier erkennen zu müssen, an einem Orte Schätze sammeln zu wollen, wo er jede Spanne Zeit nöthig hatte, um sein Leben zu retten. Der starke Mann weinte wie ein Kind, — es gibt in jedes Menschen Leben Augenblicke, in denen er die Thränen, das Kind der Schmerzen, nicht unterdrücken kann, und war Thomas auch nur ein rohes Naturkind, das in Besitz von Schätzen das ganze Glück des Daseins erkannte, so zeigte sein Gemüth doch in der Stunde der Noth, daß es besseren Regungen nicht unzugänglich war.

Aber noch hatte ihn der Muth nicht verlassen, und entschlossen griff er nach seiner Bicke und hieb auf die Wand ein. Es schien auch in der That, als ob er das Unglück, welches ihm in dem Verluste des Brech Eisens zugestoßen war, überschätzt

hätte, denn wenngleich er auch nahezu die doppelte Zeit darauf verwenden mußte, die Schicht zu durchbrechen: es gelang und seine Mühe ward reichlich belohnt. Oberhalb der Klippe, durch welche er mit seinem Schatze schlüpfte, fand er die seitherige Gleichmäßigkeit in der Formation des Gesteines durch eine fast dreißig Fuß hohe treppenartige Gallerie gestört und diese konnte er mit Hilfe seiner Bicke innerhalb einiger Stunden erklimmen. Aber er war nach dieser Arbeit auch so erschöpft, daß er sich außer Stande fühlte, ohne vorherige Rast an seiner Rettung fortzuschaffen. Der letzte Span war indessen auch verbraucht, aber dies machte ihm keine Sorge mehr, denn er war nur noch ungefähr zwanzig Fuß von der Erdoberfläche entfernt und der helle Tag beleuchtete sein Werk.

Freudig bewegt kletterte er zur Stelle herab, von wo aus er einen Strahl des herabfallenden Tages erreichen konnte, stärkte sich durch einen herzhaften Trunk und verzehrte den Rest seines Zwiebackes. Dann erklimmte er wieder die Gallerie und legte sich auf das harte Lager zur Ruhe nieder. Er konnte kaum einige Stunden geschlafen haben, als er von einem schmerzhaften Gefühl in der Hand geweckt wurde. Ein Scorpion hatte ihn derart gestochen, daß sein Arm innerhalb weniger Minuten hoch aufschwoll. Unfähig wieder einzuschlafen, richtete er sich auf. Ueber ihm herrschte finstere Nacht, kein Stern ließ sich erblicken am Himmelszelt und ferner Donner verkündete das Herannahen eines Gewitters. Große Regentropfen fielen herab und innerhalb einer Stunde war er bis auf die Haut durchnäßt. Fröstelnd erwartete er den Morgen, um wieder an die Arbeit gehen zu können. Aber wie erschrocken er, als die geschwollene Hand ihm beinahe den Dienst versagte. Dazu kam, daß die Schicht, welche er in Angriff nahm, so hart war, daß es unmöglich schien, sie zu durchbrechen. Erst nach siebenstündiger harter Arbeit gelang es ihm, eine Oeffnung zu machen. Dieselbe war aber so klein, daß er nur mit Mühe seinen Schatz hindurchzwängen konnte. Der einzige Weg, selbst hinaufzusteigen, schien ihm zu sein, daß auf der untersten Klippe, wo er seine



Auf der andern Seite stand der Schreckliche.

Operat  
dasselbe  
selben  
einmal  
mach  
sich  
entkräft  
jede an  
schmitte  
rät, w  
Schn  
bejehtig  
mit ein  
er daß  
und mi  
ihm en  
jedoch  
sammern  
der zur  
Freude,  
daß er  
unstehe  
noch ei  
zu miß  
den leg  
terte er  
Raum  
den W  
sind er  
erkannt  
gestalt,  
und an  
weisen  
Kathol  
Oberfl  
ber an  
und je  
Wier  
ner S  
brechen  
Gefüh  
entfer  
fenerter  
die pl  
Wid  
Abham  
konnte  
Ch  
beiden  
Schon  
am R  
Gegne  
Felsst  
dem J

Operationen begann, noch hängende Seil zu holen, dasselbe durch das Loch zu stecken und sich an demselben hinaufzuziehen. Schon der Gedanke, noch einmal über dem Abgrunde schweben zu müssen, machte ihn schauern, um so mehr, als der Versuch in seinem geschwächten Zustande und mit der entkräfteten Hand nicht ohne Gefahr war. Aber jede andere Möglichkeit auf Rettung war abgeschnitten und entschlossen kroch er zur Stelle zurück, wo das Seil hing.

Ohne Unfall stieg er hinab und wieder herauf, befestigte das Seil, so gut es gehen wollte, und mit einem sehentlichen Blick gen Himmel unternahm er das gefahrvolle Werk. Mit unsäglicher Mühe und mit unendlichem Schmerz im Arme gelang es ihm endlich, sich hinaufzuarbeiten. Kaum hatte er jedoch die Platte erreicht, als er ohnmächtig zusammenbrach. Es war nahezu Nacht, als er wieder zur Besinnung kam. Aber wer beschreibt seine Freude, als er fand, daß er so hoch gestiegen war, daß er über den Abhang hinaus die Wurzeln der umstehenden Bäume erkennen konnte. Die Furcht, noch eine Nacht unter der Erdoberfläche bleiben zu müssen, stählte seine Kräfte aufs Neue, und den letzten Rest derselben zusammennehmend, kletterte er weiter hinauf.

Kaum war er indessen mit dem Oberkörper über den Abhang hinaus, als hinter ihm ein wilder Fluch ertönte. Ein Schauer ergriff ihn, denn er erkannte die Stimme jenes Teufels in Menschengestalt, welcher den Tod seines Freundes verschuldet und auch den seinen herbeizuführen Willens gewesen war. Sich mit aller Gewalt an einen großen Kaktus klammernd, schwang Thomas sich an die Oberfläche und sah um sich. Da stand er auf der andern Seite der Schlucht, der Schreckliche, und schlug bereits mit seiner Büchse auf ihn an. Aller Vermuthung nach hatte das Bewußtsein seiner Schuld den Irländer an dem Orte des Verbrechens festgehalten, um sicher zu sein, daß die Geister der Gemordeten nicht wieder dem Grabe entsteigen und gegen ihn zeugen könnten. Er feuerte, aber die Aufregung und der Schreck über die plötzliche Erscheinung ließ ihn fehl schießen.

Wie ein gereizter Tiger stürmte Thomas den Abhang hinauf, und ehe der Irländer wieder laden konnte, stand er mit erhobener Wacke vor ihm.

Ohne ein Wort zu sprechen, packten sich die beiden Gegner und keiner erwartete von dem andern Schonung. Kurz aber schrecklich war der Kampf am Rande des Abgrundes. Thomas warf seinen Gegner zu Boden, er fiel auf ein vorspringendes Felsstück, dieses löste sich los und stürzte sammt dem Irländer donnern in den Abgrund hinunter,

ihnen folgte die goldgefüllte Tasche des Thomas, welche ihm der Irländer abgerissen hatte, während sie mit einander rangen. Das Gold, der Hölle abgerungen, rollte wieder dahin zurück.

Sprachlos stand Thomas eine zeitlang da und starrte hinunter in den fürchterlichen Schlund, dann schleppte er sich, zum Neuzersten erschöpft, bis zu der Stelle, wo er und Joel die Waffen abgelegt hatten. Zu seiner nicht geringen Freude fand er nicht allein beide Büchsen und seine wollene Decke unberührt, sondern unter letzterer auch Joels Probiantbeutel mit etwas Brod und Fleisch. Letzteres wäre zwar nach unserm Dafürhalten ungenießbar gewesen, indessen den Halbverhungerten, der drei Tage und zwei Nächte fast keine Nahrung zu sich genommen hatte, socht der Geruch nicht an, und mit wahren Heißhunger verzehrte er den ganzen Inhalt des Säckchens. Dann wickelte er sich in seine Decke und schlief bis in den hellen Tag.

Nachdem er sich erhoben hatte, nahm er Abschied von der fürchterlichen Schlucht. Nur langsam und mit großen Mühseligkeiten kämpfend erreichte Thomas den früheren Aufenthaltsort, wo die beiden Freunde ihr Errungenes der Erde anvertraut hatten. Nachdem er den Schatz glücklich gehoben, litt es ihn nicht mehr in dem Lande, wo er so Schreckliches erlebt hatte. In San Franzisko bestieg er einen Dampfer, um nach der Heimath zurückzukehren. Nie mehr sehnte er sich nach Kalifornien und seinem Golde.

### Ein Brautpaar

erscheint auf dem Standesamt zur Civiltrauung. Schon beim Hereingehen hat der Rathschreiber bemerkt, daß der „Hochzeiter“ den Cylinder stark auf dem linken Ohr sitzen hat. Als dieser aber seine Angströhre der den Saal zierenden Büste des Landesherrn aufsetzt und sich neben den anwesenden Polizeidiener statt neben die Braut stellt, ist dem Rathschreiber klar, daß der Mann stark angeheitert ist. Er meldet dies dem Bürgermeister, der sich in einem Nebenzimmer befindet und eben über ein paar ernste Worte nachdenkt, die er dem Brautpaare auf den Lebensweg noch extra mitgeben will. — Der Bürgermeister läßt die Braut zu sich hereinkommen und fragt sie, ob sie denn nicht einsehe, daß es höchst unpassend sei, wenn ihr Verlobter zu einer so ernstern Handlung einen Pöps mitbringe. Die Braut aber antwortet: „Das sehe ich recht wohl ein, Herr Bürgermeister, aber was will ich machen? Wenn er nüchtern ist, dann will er nicht.“

## Die Weiner-Lissel

Ist gar keine so unbedeutende Person, wie die Buckelbäuerin von Bessingen meint. Sie sind miteinander in die Schule gegangen, die Bäuerin und die Lissel; die eine des reichen Buckelbauern Tochter, die andere des armen Korb- oder Krattenschmachers Maible. Die Lissel saß zu oberst, des Buckelbauern Tochter aber zu unterst in der Schulbank und das wurmte die Bauerntochter gewaltig. Namentlich im Kopfrechnen war des Krattenschmachers Lissel zu Hause, so daß der Herr Lehrer oft sagte: Lissel, wenn du ein Bub wärst, müßtest ein Kaufmann werden. Bei solcher Rede wurde des Buckelbauern seine jedesmal kirschroth vor Zorn. Als die Mädchen so um die tausend Wochen alt waren, erhielt die eine einen reichen Bauernsohn zum

Mann, die andere aber zog mit einem Wägelein, auf dem eine Kiste und ein Sack waren, in den Dörfern und in der Stadt herum und kaufte Lumpen und Weiner. Jedesmal wenn die Lissel auf den Buckelhof kam, ließ es die junge Bäuerin merken, wie sie nun oben sei und die Lissel unten. Das nahm diese so eine zeitlang ruhig hin; handelte, sparte und verbiente sich was, so daß sie in dem Dorfe ein Häuschen kaufen konnte. Zwar wohnte sie nicht immer da. Im Winter, wenn die Tage kurz waren, blieb sie oft in der Stadt, um mit dem Hin- und Hergehen nicht so viel Zeit zu verlieren. Sie hatte es also wie manche vornehme Leute dahin gebracht, daß sie im Winter in der Stadt, im Sommer aber auf dem Lande wohnen konnte. Mit den Jahren wuchs ihr Sparpfennig und damit auch der Neid der Buckelbäuerin.

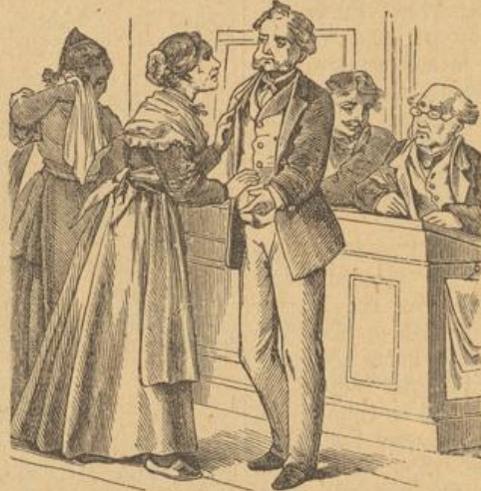
„Du treibst doch nur ein Lumpengeschäft und ernährst dich von alten Knochen“, sagte sie einstmals zu der Lissel. Da war aber Feuer im Dach. „Ich hab' einen ehrlichen Erwerb und verkehre mit vielen Leuten in der Stadt, mit denen du gar nicht einmal reden könntest. Ich bin Handelsfrau und du bist nur die Buckelbäuerin“, sagte sie.

Ein Wort gibt das andere, die Bäuerin schimpfte immer ärger, bis die Lissel sagt: wart', dich bring' ich vor die recht' Schmiede, dir will ich's kochen. Schnurstracks geht sie in die Stadt zum Advokaten Federkeß, mit dem sie ja in Geschäftsver-

bindung steht; sie kauft ihm nämlich jedes Jahr seine alten Knochen ab. Wie sie in die Advokatenstube kommt, ist eben der Herr Doktor Federkeß mit einer andern Sache beschäftigt. „Herr Kollega“, sagt er zu einem ihm gegenüber sitzenden Herrn, „hören Sie die Lissel an und notiren Sie sich die Sache.“ Die Lissel meinte nun der Herr heiße „Kollega.“

Der „Herr Kollega“ war auch Advokat, aber ein junger, der noch kein eigenes Geschäft hatte und daher bei dem Herrn Doktor Federkeß praktizierte, was so viel heißt, als sich darin üben, wie man das Weiße schwarz und das Schwarze weiß macht. Die Lissel trägt nun ihre Sache wahrheitsgetreu vor und bittet den Herrn Kollega, ihr behilflich zu sein, daß der Buckelbäuerin durch den „Kriminal“ das Maul gehörig gestopft werde.

Also wird die Buckelbäuerin vor die hohe Justiz zittirt. Der Doktor Federkeß hat dem Herrn Kollega aufgetragen, die Bäuerin vor Gericht und Zeugen aufzuklären über die wichtige Stellung, welche die Beleidigte, Weinerlissel genannt, in der menschlichen Gesellschaft einnimmt. Es war das erste Auftreten des jungen Herrn Kollega. Er begann damit, wie schon in der Schule die Lissel geachtet gewesen sei, wie es der Lehrer oft bedauert, daß sie nicht ein Knabe sei, um Kaufmann werden zu können. Sie hätte es aber trotzdem dahin gebracht, ein geachtetes Mitglied des



Herr Kollega, Ihr habt Eure Sache gut gemacht.

Handelsstandes zu werden. Sie könnte eben so gut im Handelsregister eingetragen sein wie mancher Andere, denn sie treibe sogar überseeischen Handel. Die Lissel versendet nämlich ihre Weiner über den Bodensee in die Schweiz. Der Lumpenhandel besonders erfordere große Gewandtheit und Umsicht; namentlich mit den feineren Lumpen sei es sehr schwierig, ja oft gefährlich, Geschäfte zu machen.

Während der Rede des jungen Advokaten wurde die Buckelbäuerin mehr und mehr reumüthig gestimmt und als er beendet, bat sie die Lissel um Verzeihung; sie wolle gern alle Kosten zahlen, man solle sie nur nicht einsperren. Die Lissel gab sich damit zufrieden. Ihrem Verteidiger aber reichte sie die Hand und sagte: „Herr Kollega, Ihr habt Eure Sache gut gemacht.“

## Nus Wald und Feld.

### Vor- und Standrede.

Es gibt Menschen, die sich ein Vergnügen daraus machen, das zu thun, was Andern schadet und ihnen selbst keinen Nutzen bringt; ja, die sich noch etwas darauf einbilden.

Am Sylvestertag des vorigen Jahres brachte der Postbote dem „Vetter“ ein Kistchen, in welchem sich ein Mäusebussard befand. Oben auf lag ein Zettel, auf dem folgendes geschrieben stand:

„Hier sendet Ihnen ein Jäger ein Exemplar Ihres so gepriesenen Mäusebussard als Neujahrsgeſchenk, auf den Ihr Artikel im 83er Kalender wohl nicht den von Ihnen gehofften Erfolg gemacht hat.“

Unterschrift war keine dabei, aber statt deren ein langer Gedankenstrich, mit dem der Schreiber jener Zeilen wahrscheinlich seinen Gedanken-Reichthum anzeigen wollte. Tauben Ohren will der Vetter nicht predigen, also weiter im Text.

Zur Pfingstzeit wars, wo die Menschen sich erfreuen an der herrlichen Natur, an dem Gesang der Vögel, wo Feld und Wald im schönsten Schmucke prangen und jedes lebende Wesen sich ergötzt und seines Daseins sich freut, da traf der Vetter im Walde einen Jägermann, der gar vergnügt vor sich hinschmuzzelte. „Herrlich im Walde“, ruft ihm der Vetter zu, „wie der Kukul so schön ruft und das Eichhörnchen so muntere Sprünge macht.“ „Ja, ja“, sagte darauf der Jäger, „aber die da drinnen rufen und springen nicht mehr“, dabei klopfte er an seine Jagdtasche. Auf Befragen antwortete der Mann, daß er heute schon ein schön Stück Geld verdient habe und holte aus der Tasche zwei Kukul und drei Eichhörnchen hervor, die er geschossen. Der Mann erzählte, er sei Jagdaufscher und bekomme für jeden Kukul und jedes Eichhörnchen, das er schieße, 50 Pf. Schußgeld. Der Schaden sei eigentlich nicht groß, den der Kukul und das Eichhörnchen anrichte; er glaube, das Schußgeld sei ihm hauptsächlich deshalb von den Jagdpächtern ausgeworfen, damit er seine meiste Zeit im Walde zubringe und dadurch die Wilderer fern halte.

Da hört denn doch alles auf. Also muß der Kukul und das Eichhörnchen den Jagdpächtern zur Kontrolle dienen, daß die Jagdaufscher ihre Pflicht thun. Sollten da nicht diejenigen, welche Jagden zu verpachten haben, in Zukunft den Pächtern das Zusammenschießen solcher Thiere und Vögel untersagen, welche eine Zierde des Waldes sind und mehr nützen als schaden?

\* \* \*

Der Vetter will aber durch obige Erfahrungen den Muth nicht verlieren. Wenn er durch seine Aufklärungen über Kukul, Mäusebussard und Gule auch nichts weiter erreicht hätte, als daß nur einige dieser Vögel weniger verfolgt und getödtet worden wären, so wäre dies nicht viel, aber immerhin etwas. Doch ist der Vetter überzeugt, daß viele seiner geneigten Leser einsichtig genug sind, um alte Vorurtheile über Vord zu werfen und nicht nur selbst das Vernünftige erkennen, sondern auch noch Andere belehren und aufklären.

Vorher waren's nützliche Vögel, welche der Vetter zur Betrachtung gebracht hat — diesmal bleibt er fein auf der festen Erde. Gibt es doch überall in Gottes Natur des Schönen, Guten und Lehrreichen genug. Nur dürfen diesmal die lieben Leserinnen nicht gleich die Näschchen rümpfen oder gar ausschreien, wenn von diesem verrufenen Burschen erzählt wird. Den Namen zu diesem Konterfei



zu setzen, wäre eigentlich überflüssig — denn wer kennt den Igel nicht? Der Vetter will gar nicht von der üblen Art reden, mit welcher man über unsere Igel spricht, obſchon er denselben nicht als reinlicher hinstellen kann, als er wirklich ist. Schließlich kanns dem Vetter ganz recht sein, wenn man einen Menschen, der mit dem klaren Wasser und der Waschseife auf gespanntem Fuße steht oder sonstwie sich recht widerhaarig zeigt, in nicht gerade sehr schmeichelhafte Beziehung zum Igel zu bringen pflegt. Aber dabei sollte es auch bleiben und sollte man den Igel, der dem Menschen nur nützt, nicht so schmachvoll verfolgen und aus reiner Mordlust sogar noch todt schlagen; denn: der Igel ist ein geradezu sehr nützliches Thier in Feld, Wald und Garten.

Die Thierfamilie der Igel ist nicht groß, aber weit verbreitet über Europa, Afrika und Asien. Er findet sich in Wäldern und Auen, Feldern und Gärten, sogar auf weiten Steppen.

Der Igel ist so bekannt, daß eine kurze Beschreibung genügen wird. Er ist gedrungeenen Leibes, dick und kurz, der nicht lange Kopf vorn zu einem kleinen Rüssel zugeschnauzt und gekerbt, das

Maul weit gespalten. Die Augen, welche gutmüthig und nichts weniger als böshast in die Welt schauen, sind klein und schwarz. Die Ohren sind breit, die Beine kurz mit plumpen Füßen, welche fünf bekrallte Zehen tragen. Der Schwanz ist kurz und stümmelhaft. Das ganz Eigenthümliche des Igels ist sein Fell, welches oberseits, bis zur Stirne, mit kurzen Stacheln, unterseits mit kurzen Haaren bestanden ist. Dieses Stachelkleid ist denn auch die einzige Waffe des Igels; bei der geringsten Gefahr — und der Igel ist ein so furchtsamer Gesell, daß er bei dem leisesten Geräusche, dem Fallen eines Blattes, einem Fußtritte Gefahr wittert — rollt er sich zu einer Kugel zusammen, um seine unbeschützten Leibestheile gegen etwaige Angriffe zu schirmen. Dies gelingt ihm denn auch fast durchweg. Das Zusammenrollen bewirkt er ohne Anstrengung vermöge seiner wie bei keinem anderen Thiere ausgebildeten starken Hautmuskeln, so daß ein Mann, wenn auch gehörig an den Händen geschützt, kaum im Stande ist, den Igel gewaltsam aufzurollen.

Es holen sich denn auch seine Angreifer gewöhnlich nur blutige Nasen. Die erbittertsten Feinde des Igels, natürlich außer den lieben Menschen, sind der Hund und der Fuchs. Jene können ihm weniger anthun als dieser schlaue Räuber, welcher unter anderen Kniffen auch weiß, daß der Igel das Wasser nicht ertragen kann, diesen dorthinein zu kugeln sucht, um ihn dann, wo er sich aufgerollt hat, an der Schnauze zu fassen.

Dem Menschen wird es indessen nicht schwer, den Igel zu greifen; mit Wasser begossen, oder die Stacheln von vorn nach hinten leise zurückgedrückt oder mit Rauch angeblasen, was der Igel arg scheut, und er kann ohne Belästigung genommen werden.

Der Igel verfällt im Herbst in Winterschlaf. Für diese Zeit bereitet er sich sein Winterneft in einem wirren Haufen von Heu, Stroh, Laub, Moos, innen sorglich ausgefüttert. Vor den ersten kalten Tagen begibt er sich mit einem netten Fettwänstlein, das er sich vorher angefüllt, zur langen Ruhe. Wenn er schon im vollsten Leben ziemlich unempfindlich gegen äußere Einwirkungen ist, so ist er in diesem schlafenden Zustande geradezu stumpf, selbst gegen schwere Verwundungen. So hat man beobachtet, daß im Rumpfe eines winterschlafenden Igels, von welchem der Kopf getrennt war, das Herz noch längere Zeit fortschlug.

Das Zeug für sein Nest bringt er zusammen, indem er sich im Laube kugelt, und so aufgespießt ziemliche Mengen fortschleppt. Seinem Handwerke, welches im Töbten und Verzehren von Unmassen

von Heuschrecken, Grillen, Küchenschwaben, Mai- und Mistkäfern, andern Käfern aller Art und deren Larven, auch Regenwürmern, Nachtschnecken, Walb- und Feldmäusen besteht, geht er nächtlicherweile nach. Des Tages über verbirgt er sich in seinen Schlupfwinkeln, wo er sich süßem Schlummer überläßt, um erst bei einbrechender Dämmerung sich zu ermuntern und seine Streifereien anzutreten, wozu er mit Vorliebe die dichtesten Gebüsch und Hecken wählt. Unter seinen Sinnen ist der Geruch am ausgebildetsten, auch das Gehör ist scharf; doch Geschmack und Gesicht ist so verläumert, daß es nicht selten vorkommt, daß der Igel auf seinen Wanderungen plötzlich bis dicht an den Jäger auf dem Anstande herantollert, ohne diesen vorher zu gewahren.

Zwar findet der Igel nebenbei auch Geschmack an saftigen Früchten und verschmäht vorkommenden Falles auch junge Vögel nicht; doch ist der dadurch verursachte Schaden gar nicht nennenswerth, und vor dem schwereren Verdachte, daß er leidenschaftlich Hühnereier freße und gar dem Hühnervolke nachstelle, davor muß der Better den unschuldigen Kauz ganz besonders in Schutz nehmen. Wohl aber ist der Igel den Schlangen ein geschworener Feind und nicht weniger den giftigen als den nichtgiftigen. Er liefert den gefährlichen Kreuzottern muthig die schwersten Gefechte, aus welchen er immer als Sieger hervorgeht.

Angesichts solcher Thaten, solchen Nutzens, ist es da nicht Pflicht, den Igel der wärmsten Theilnahme und Schonung zu empfehlen? Was schadet dabei, daß der täppische Gesell in der Gefangenschaft ein großer Freund von geistigen Getränken wird und des Guten gerne zu viel thut, daß er in höchster Trunkenheit nicht besser und schlechter, nicht gerader und krummer seine Straße zieht, als mancher Mensch, der doch — kein Igel ist? oder doch?! — Seine Käusche verbanke dann der gezähmte Igel nur den Segnungen der menschlichen Kultur! —

Der Better könnte hier Punktum machen und einen Gedankenstrich; doch sieht er da noch einen Verwandten des Igels, der seine Fürsprache vielleicht auch etwas nöthig hat, nämlich den Maulwurf, den ja Jeder kennt.



Der Vetter weiß, daß er damit einen schweren Stand hat vor manchem Leser, welchem die Maulwürfe Wiesen und Garten oft mehr unterwühlen, als gerade recht und angenehm ist. Aber das steht doch fest, daß der Maulwurf durch Wegfangen der Regenwürmer, Grillen, Engerlinge und sonstiger verderblicher Kerbtbiere großen Nutzen stiftet. Er frißt gar keine Pflanzennahrung und verhungert eher, als daß er solche angreift. Wie viel Fleischnahrung er aber bedarf, geht daraus hervor, daß zwei Maulwürfe in 9 Tagen nicht weniger als 341 Engerlinge, 193 Regenwürmer nebst 4 anderen Kerbtbiere und eine Maus verzehrt haben. Darum schützt und duldet den Maul-

wurf auf Wiesen, in Laubwäldern und auf Feldfruchtstücken, wo man seine Wühlhaufen leichter beseitigen kann. Doch in Gärten und sonst, wo er theueren Pflanzen empfindlich durch seine Wühlereien schaden kann, vertreibe man ihn, und zwar am besten auf folgende Weise: Man grabe rings um den zu schützenden Garten oder um das betreffende Pflanzstück eine Menge klein gehackter Dornen und Glascherben bis zu einer Tiefe von 60 Centimeter in die Erde; der Maulwurf, beim Versuche einzubringen, verwundet sich Krüffel und Gesicht und geht daran sehr bald zu Grunde. Probatum est!

### Wie der „Herr Rath“ mit einer Dynamitpatrone vom Gänsefchmaus hinweggesprengt wird.

Zwar war er nicht Gemeinde- und nicht Stadtrath; auch nicht Hof- und nicht Geheimer Rath; das letztere am allertwenigsten, denn er konnte nichts bei sich behalten, was freilich manche wirkliche Geheimrätthe auch nicht immer zuweg bringen. Aber er hieß einmal der „Herr Rath“, wenn auch kein Mensch im Städtlein sagen konnte, wann oder von wem er den Rathstitel erhalten hatte. Im Grunde war er gar kein böser Mensch, nur hatte er etliche fatale Fehler an sich, die ihm und andern gar manchen Verdruß bereiteten. Daß er nicht gut hörte, dafür konnte er natürlich nichts. Daß er ein arger Furchtepuß war, brachte wenigstens Andere nicht in Schaden. Aber seine unbändige Neugierde zusammt seiner Fraubaserei: diese zwei Haupt-Untugenden spielten gar manchen Schabernak. Alle Augenblicke hatten ihm Spaßvögel einen Bären aufgebunden und waren sicher, daß in einer Stunde schon das ganze Städtchen im Aufruhr stand. So oft noch der Vetter vom Rhein nach Föhrenbergen kam, immer war etwas Los und immer drehte sich die Geschichte um den „Herrn Rath“. So war der „Rath“ neulich, es war so um Allerheiligen, in der Amtsstadt gewesen und hatte dort zufällig in der „Bayerischen Bierhalle“ erfahren, daß auch der Doktor von Föhrenbergen am Tage vorher da gewesen sei und beim Kunstschreiner einen Schrank aus Palisanderholz bestellt habe, mit dem er seine Frau auf Weihnachten überraschen wollte. Kaum war der „Herr Rath“ heimgekommen, plauderte er aus und mit der Ueberaschung am Christkindles-Abend war es vorbei. Von des Apothekers Tochter hatte er wiederholt ausgesprengt, sie sei verlobt, und wäre das ihr gar

recht gewesen, aber es war leider jedesmal nichts an der Sache. Als im Postwirthshause die Rede davon war, der Notar habe soeben Besuch vom Oberamtsrichter Fischer bekommen, erzählte er alsbald: der Notar habe vom Oberamtsgericht einen Wischer bekommen.

Kurzum, der Kukul war wieder los und es kam Martini. Um diese Zeit pflegten die Honoratioren von Föhrenbergen alljährlich im Herrenstüblein im Nebstoc an einer gut gebratenen Gans und einem guten Glas Laufener sich zu erlaben. Das mußte man der Frau Nebstocwirthin und ihrem Ebenbild, dem Bisele, nachrühmen — so saftigen Gänsebraten wie im Nebstoc zu Föhrenbergen gab es weit und breit nicht. Zufällig war der „Herr Rath“ nicht da, als man den Tag ausmachte, an welchem die Martinigans verzehrt werden sollte. „Wenn der Rath dazu kommt, mache ich für diesmal nicht mit“, sagte der Apotheker, der immer noch einen Plick hatte von wegen der Brautschaften seiner Anna. „Ich auch nicht“, sagte der Notar. „Aber dann wird ja heuer gar nichts daraus“, meinte der Bezirksförster, „und es wäre doch schade, einen so löblichen Brauch abgehen zu lassen. Freilich weiß ich nicht, was da zu machen ist; man kann den Rath doch nicht förmlich in Bann thun. Sagt ihm die Wirthin, wir wollen ihn nicht, so speit er Gift und Galle und läßt es die Wirthschaft entgelten.“

„Ich wüßte wohl etwas“, sagte jetzt der Obergeringenieur vom Bergwerk, ein gar witziger ausgeräumter Kopf. Vielleicht gelingt es, ihn an einer seiner schwachen Seiten zu packen. Ich will über die Sache schlafen und das Weitere morgen

mit meinem Nachbar da, dem Doktor, zu Faden schlagen. Muß aber unbedingt Stillschweigen verlangen, wenn es zu der Martinigans noch einen Jux geben soll. Auch müßte mir jeder der Herren das feste Versprechen geben, am Martiniabend pünktlich eine Viertelstunde vor 7 Uhr da zu sein; wir müssen alle unsere Plätze schon eingenommen haben und der Rath seinen Stuhl allein noch leer finden, wann er kommt, sonst wird aus dem Spaß nichts.

Alle Herren gelobten das feierlich und in selbigem Augenblick kam auch die Frau Wirthin herein. „Nun“, sagte sie, „haben die Herren den Tag ausgemacht für die Martinigans?“

„Wir sind so ziemlich einig“, sagte der Herr Rentmeister, der Alterspräsident vom Herrenstüble. „Der Donnerstag wäre Allen am bequemsten; falls er Ihnen auch paßt, Frau Mama.“

„So freilich“ (ja freilich), sagte die Wirthin. „Wie ich sehe, fehlt jetzt nur der Herr Rath; und dem will ich es gleich morgen früh sagen lassen durchs Kisele, wenn es in die Kirche geht.“

„Segen Sie aber hinzu“, sagte der Oberingenieur, „die Zusammenkunft sei auf Schlag 7 Uhr festgesetzt“. Man plauderte jetzt wieder weiter wie gewöhnlich bis zur elften Stunde und ein Klein wenig darüber. Beim Fortgehen sagte bald da, bald dort einer zum Oberingenieur: „Machen Sie die Sache gut“. — „Lassen Sie nur uns, den Doktor und mich, dafür sorgen“, erwiderte dieser. „Er soll seine kleine Strafe erhalten; er hätte eine größere verdient.“

Der Donnerstag Abend kam. Die Herren hatten Wort gehalten. Schon vor  $\frac{3}{4}$  auf 7 Uhr waren alle Plätze besetzt, nur der Stuhl des Herrn Rath war noch leer. „Meine Herren“, sagte der Oberingenieur, der sich ausdrücklich seinen Platz neben dem Stuhl für den Herrn Rath ausgewählt, „ich will Ihnen schnell, da wir noch ohne „ihn“ sind, eine kleine Andeutung geben. Nehmen Sie an oder thun Sie, als nähmen Sie an, daß das Ding, das ich da in den Händen habe, eine

Dynamitpatrone sei. Machen Sie ja recht viel Krakehl deswegen; mischen Sie sich so laut als möglich in den Streit, den der Doktor und ich mit einander führen werden.“

Bald darauf schlug die alte Uhr vom Thorthurm langsam und schetternd 7 und wenige Minuten darauf trat der „Herr Rath“ herein. Er hatte eben zu begreifen angefangen, um was sich der sofort lautgewordene Disput handelte, als der Doktor wie ein Tiger aufsprang. „Ich verbitte mir solche Unterstellungen, Herr Oberingenieur“, schrie er wüthend, „ich hoffe, daß Sie mich nicht beleidigen wollten, sonst müßte ich morgen schon auf anderm Platze Genugthuung von Ihnen verlangen. Sie wissen, daß ich den Feldzug mitgemacht, daß ich mitten unter dem heftigsten Kugel-



Ich bitte ums Wort, schrie jetzt der Oberingenieur.

regen meinen schweren Beruf ausgeübt. Wer mir Mangel an Muth vorwirft, ist ein elender Verleumder. Aber Sie mögen sagen was Sie wollen: ich bleibe bei meiner Meinung, daß die Herren vom Bergwerk vorsichtiger mit einem so gefährlichen Sprengstoff umgehen sollten. Sie haben doch soeben selber zugegeben, daß diese eine Dynamitpatrone, mit der Sie da spielen, uns Alle und den ganzen Restod mit sammt dem Thorthurm in die Luft sprengen könnte. Was nützen die amtlichen Warnungen, was nützen die Lobtenköpfe auf der Patrone da, was nützt die Aufschrift — „Dynamit, äußerste Vorsicht geboten“, wenn man derlei Zeug in seiner Tasche herumträgt und in ein öffentliches Lokal mitbringt?“

Noch ehe der Doktor seine pathetischen Fragefälle geendet, war der „Herr Rath“, bleich wie eine Wachsfigur, Schritt um Schritt zurückgewichen. Lag doch das entsetzliche Ding auch noch gerade vor seinem eigenen Gedeck, neben dem leichtfertigen Oberingenieur! Wie, wenn die Patrone in diesem Augenblick losginge? Um ihn, den Herrn Rath, wäre es zu allererst geschehen, wenn er dort säße.

„Ja, ja“, riefen jetzt einige Stimmen, „der Herr Doktor hat vollkommen recht; man soll mit so furchtbarer Gefahr nicht spielen.“

„Warum nicht gar“, riefen Andere dagegen, „so mir nichts dir nichts geht auch eine Dynamitpatrone nicht los.“

„Ich bitte ums Wort“, schrie jetzt der Oberingenieur und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Teller und Gläser klirrten und die Dynamitpatrone aufhüpfte. „Nur einen Augenblick bitte ich ruhig mich anhören zu wollen. Ich gebe zu, daß wir Fachleute durch täglichen Umgang mit diesen Dingen weniger ängstlich sind als andere, aber sehen Sie“ — (in diesem Augenblick ging die unvermerkt geöffnete Thüre zu, der „Herr Rath“ war verduftet), „sehen Sie“, fuhr der Ingenieur fort, indem er lächelnd auf die Thüre hindeutete, „in vorliegendem Fall handelt es sich doch um einen viel weniger gefährlichen Stoff. Daß aber selbst Nickelstücke, in reichsgesetzlicher Form geprägt, die Wirkung einer Dynamitpatrone ausüben können, das habe ich selber erst jetzt in diesem Augenblick an diesem im Stich gelassenen Siege in Erfahrung gebracht. Ich bitte Sie nun, meine Herren, Ihre erregte Diskussion noch einige Augenblicke fortzusetzen, bis der Fortgeprengte die Peripherie des Sprengungskegels überschritten haben mag, und dann zur Tagesordnung überzugehen, zu unserer ersehnten Martinsgans.“

Jetzt ging die Thüre wieder auf, das Nebstod-Lisfele kam herein mit der Meldung: der „Herr Rath“ sei nach Hause gegangen; er lasse sich bei den Herren recht schön entschuldigen; es sei ihm schon den ganzen Nachmittag nicht ganz gut gewesen und eben wieder schlecht geworden; die Herren möchten es ihm doch ja nicht in Uebel nehmen. „Ganz und gar nicht“, rief es jetzt wie aus einem Munde, und schallendes Gelächter gab das Signal zum Beginn des Martini-Schmauses.

Am andern Tag war der „Herr Rath“ in die Amtsstadt gereist und sein erster Besuch galt dem Herrn Oberamtmann.

„Könnte man“, rückte er endlich heraus, „nicht Leben polizeilich streng bestrafen, der in einem öffentlichen Lokal sich das Vergnügen macht, mit einer Dynamitpatrone zu spielen?“

„Ja freilich“, sagte der Oberamtmann, „nicht bloß polizeiliche, sondern unter Umständen gerichtliche Verurtheilung bis zu drei Jahren Gefängniß stellt § 222 des Reichsstrafgesetzbuches in Aussicht, vorausgesetzt, daß die Dynamitpatrone wirklich losging und Schaden anrichtete. Wie mir aber mein Brigadier heute morgen erzählte, handelte es sich in dem Fall, den Sie im Auge zu haben scheinen, nicht sowohl um eine Dynamit-

Patrone, als vielmehr — um ein Köllchen Fünfpennigstücke — oder nicht?“

Und der Herr Rath kehrte heim nach Föhrenbergen und ging seitdem nie mehr in das Herrenstäble vom Nebstod.

### Ein sanberer Frost.

Der Kasperbäuerin ist ihre schönste Kuh krepirt und die gute Frau ist fast untröstlich, wie sie den Schinder das Thier auf seinem Karren fortzuführen sieht. Da sagt endlich ihr Mann zu ihr: „Gib de' z'friede, liabs Weib! Der Schade ist freile an arger, aber was könnet m'r mache! M'r müeszet alle emol bean Weag gau!“

### Räthsel.

Das Ding hat einen Arm und einen Fuß  
Und dennoch es dir vieles helfen muß.  
Doch wird's umgeben auch von Sommerluft,  
Hat schönes Kleid — doch leider keinen Duft. R.  
(Die Auflösung ist am Schluß des Unterhaltenden zu finden.)

### Der erste Schnee.

Der Himmel ist grau, der Wind ist kalt,  
Der Garten öde, entblättert der Wald:  
Es stiegen die Raben mit heiserem Schrei  
In langen dunkeln Schaaren vorbei.  
Du goldener Herbst, nun ade!  
Es fällt heut' der erste Schnee.

„Die Schlitten herbei! Die Schlitten zur Stell!  
Kameraden, hinaus! Kameraden, schnell  
Hinaus in das lustige Windsgebräus!  
Zu den weißen Vöglein hinaus, hinaus!“  
Laut jubeln die Knaben: „Suchhe!  
Willkommen, du erster Schnee!“

Es schnaubt das Roß, die Peitsche knallt,  
Der Glöcklein klingeln im Winde schallt;  
Zur Schlittfahrt hat der Liebste traut  
Auf glatter Bahn sich geholt die Braut.  
„Wie gern ich, mein Mädchen, Dich seh'  
Dich, Lieb, und den ersten Schnee!“

Der Sturm die Flocken ans Fenster weht,  
Im schwarzen Gewande die Mutter steht:  
„Erbarm dich Gott! Mein armes Kind  
Liegt draußen im Frost, liegt draußen im Wind!  
Auf sein Grab und ins Herz mir — o weh!  
Wie kalt fällt der erste Schnee!“

Und der Himmel ist grau, und der Wind ist kalt,  
Und der Garten öde, entblättert der Wald,  
Und die Raben fliegen mit heiserem Schrei  
In langen, dunkeln Schaaren vorbei!  
Ob den Menschen zu Lust, ob zu Weh —  
Es fällt heut' der erste Schnee.

## Aus der Soldatenküche.

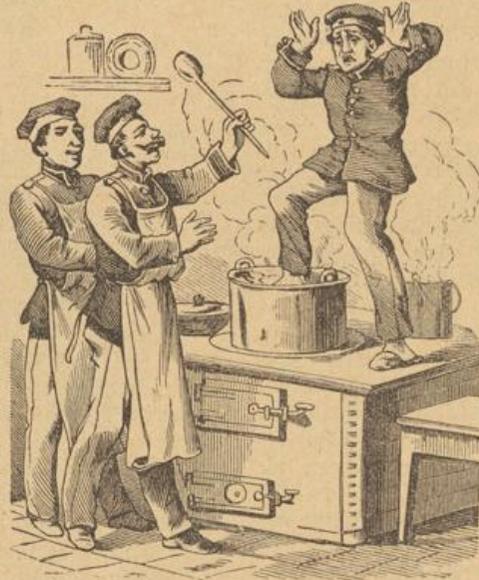
Es war ein kalter Januarmorgen; eben schlug es vom Kasernenthürmchen herab 5 Uhr, als ein Soldat der Kasernentwache über den Gang schlich, in einem Zimmer an eine Bettstatt trat und den anscheinend dort ruhig Schlafenden mit den Worten rüttelte: „Nazi, steh uf, 's hat fünfi g'schlage!“ Nazi hätte nicht nothwendig gehabt, sich wecken zu lassen, denn er hörte schon 4 Uhr schlagen und konnte von da an nicht mehr schlafen. Er war den Abend vorher kurz vor Zapfenstreich erst in die Kaserne gekommen, und als er von den Betten der auf Wache befindlichen Stubengenossen einen Teppich abziehen wollte, um denselben der Wärme wegen über den feinigten zu legen, waren bereits alle von andern Kameraden geholt. Der Monat ging zu Ende und mit ihm der Kohlen-Vorrath der Kompagnie, so daß gefast und verbrannt werden konnten. Als Mitternacht vorbei war, wurde die Temperatur im Zimmer eine ziemlich kalte, und unter dem dünnen abgerutschten Teppich mochte sich unser Nazi nicht mehr behaglich ausstrecken, vielmehr zog er sich so zusammen, als es ihm seine gelenkigen Glieder erlaubten.

Er stand deshalb rasch auf, zog sich an und eilte auf die Kasernentwachtstube, um den Schlüssel zur Küche zu holen. „Wach, Nazi, daß wir bald etwas Warmes bekommen“, rief ihm ein Kamerad zu. „Aber keine so verbrannte Mehlsuppe wie die gestrige; mir kam's vor, als hätte einer eine Schippe voll Kohlen-gries hineingeworfen, so krachte es unter den Zähnen“, sagte ein anderer. Mit der Antwort: „'s gibt eine gute Kartoffelsuppe“, begab sich Nazi in die Küche.

Hier wurde täglich für ein ganzes Bataillon gekocht. In der Mitte der Küche stand der Herd, der aus vier Flügeln bestand; an jedem Flügel kochte eine Kompagnie. Da unser Nazi der erste war, der an diesem Morgen in die Küche kam, so zündete er an sämtlichen Feuerungen das Tags

vorher dazu hergerichtete Brennmaterial an. Nach und nach fanden sich alle Köche des Bataillons ein, es waren dies acht Mann und drei Gefreite, letztere versahen den Dienst als Kochunteroffiziere. Die Feuer loberten lustig. Die Kartoffeln zur Suppe für jede Kompagnie waren geschnitz in einem Kessel.

Da es sehr kalt war, hatte einer der Gefreiten eine Flasche Schnaps mitgebracht, welcher alle fleißig zusprachen. Das brachte Leben in die Küchegesellschaft. „Wo nur euer Gefreiter bleiben mag, Nazi“, sagte einer der Köche, der erst diesen Morgen seine Kochtour angetreten hatte. „Er kommt erst um 7 Uhr aus dem Arrest und dann wird er sich einfinden“, war die Antwort. „Ha, ha, war eine schöne Meldung, daß“, meinte ein anderer. „Ja, warum sitzt er denn eigentlich beim Prosos?“ fragte der erstere wieder.



Der Nazi stand mit einem Fuß in der Kartoffelsuppe.

„Das kann ich erzählen“, erwiderte der Sepp. „Der Gefreite unserer Kompagnie, wir nennen ihn nur den „kalten Marti“, weil er sich durch nichts aus der Fassung bringen läßt, war die vorige Woche zum erstenmale als Kochunteroffizier in die Küche befehligt. Martin, ein großer starker Mann, kann, was seinen Appetit anbetrifft, etwas ordentliches leisten und seine Nebenart ist: Der Koch, der in der Küche verdirbt, gehört unter den Herb begraben. Eines Vormittags, als er gerade im Begriff war, den Schöpflöffel, den er vorher im Kessel in der Fleischbrühe untertauchte und dann ein Ei hineinschlug, zum Munde zu führen, erscholl plötzlich von der Thüre her der Ruf: „Achtung!“ (Dieses Kommando wird gegeben, wenn ein Offizier in ein Zimmer der Mannschaft oder in eine sonstige Räumllichkeit tritt, worauf dann jeder an seinen Platz eilt und alle Arbeit aufhört.) Martin versenkte sofort den Löffel mit Bouillon in den sprudelnden Wellen des Kessels, worauf von der ganzen Küchemannschaft ein allgemeines Halloh ertönte, da kein Offizier erschien. Es hatte sich nämlich Einer den Spaß mit Martin gemacht, ihn um den Genuß der Fleischbrühe mit Ei zu bringen.

Des andern Tages, als Martin gerade daran war, das Fleisch für die Mannschaft in Portionen zu zerteilen, wobei er nicht unterließ, es öfters zu versuchen, ertönte wieder der Ruf: „Achtung!“ Martin denkt, diesmal laß ich mich nicht foppen und steckt, bevor er herumschaut, eine ziemliche Portion in den Mund, die zudem noch so heiß war, daß er darüber beinahe Hören und Sehen vergaß. Jetzt naht sich ihm wirklich der Herr Hauptmann, dem er als Kochunteroffizier Rapport zu erstatten hat. Herr Hauptmann, meldet der Martin, die Kompagnie kocht — sie kocht — sie kocht (dabei schaut er in die bereits ausgehobenen und an der Wand stehenden Kessel). Zum Donnerwetter, was kocht sie denn? fragt der Hauptmann. — „Sie kocht — Ochsenfleisch und Kartoffelfleisch.“ — Der Herr Hauptmann warf ihm einen zornigen Blick zu und sprach: „Drei Nächte in Arrest!“ — So ging dem „kalten Martin“.

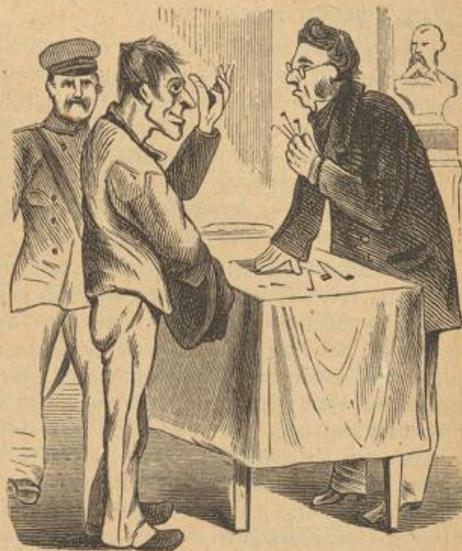
Nazi, der in Schlappen von alten abgeschrittenen Stiefeln zum Küchenbienst sich begab, und den es während des Gesprächs an den Füßen zu frieren begann, hatte unterdessen den Herd bestiegen, lehnte sich ans Kamin und entledigte sich des einen Schlappens, so daß ein nichts weniger als ordnungsmäßiger, sondern sehr verlumpter Socken zum Vorschein kam. Er hob den Fuß über den Deckel eines Kessels, um ihn auf diese Weise zu wärmen. Ein Gefreiter verwies ihm dieses, aber als alter Soldat machte er sich wenig daraus und stieg erst wieder vom Herde herab, als die Kartoffeln zu kochen anfangen und ihn die aufsteigenden Dämpfe etwas schenirten. Nachdem die Kartoffeln gekocht waren, wurden dieselben zerstoßen, in zwei Kessel vertheilt, Wasser zugeschüttet und das am Tage vorher geschnittene Brod dazu gethan.

Jetzt fand Nazi wieder Zeit, den Herd zu besteigen und seine Füße zu erwärmen. Die andere Mannschaft stand beisammen und besprach die Erlebnisse des gestrigen Sonntags. Die meisten von ihnen waren beim Tanze gewesen, und namentlich einer schilberte in lebhaften Farben, wie köstlich er sich amüßte mit einer Landsmännin, die nicht nur charmant getanzt, sondern auch die ganze Zeche bezahlt habe. Nazi, ein leidenschaftlicher Tänzer, war jetzt aufgethaut; auch er hatte sich gestern nach den Klängen der Musil bewegt und dachte eben an einen schönen „gestampften“ Walzer, bei dem er sich so wonniglich im Kreise herumdrehte mit seiner Hulba. Seine gefährliche Stellung ganz vergessend, fing er den Walzertakt zu strampeln an, da gerieth der blecherne Deckel des Kessels in Bewegung und — o Schrecken — ein Schrei — und der arme Nazi stand mit einem Fuß in der

kochenden Kartoffelsuppe. Die übrigen Köche konnten sich im ersten Augenblick des Lachens nicht erwehren, aber Nazi machte ein zu klägliches Gesicht, denn sein Fuß war gar jämmerlich verbrüht.

Jetzt was machen? Die Mannschaft hielt Kriegsrath, wie es anzufangen sei, daß der Nazi nicht auch noch die Bekanntschaft mit dem Profos machen müsse. Endlich einigte man sich dahin, daß Nazi seinen Bericht beim Krankmelden so zu fassen habe, als habe er beim Ausheben eines Kessels das kochende Wasser verschüttet und sich so den Fuß verbrannt. In Bezug auf die Kartoffelsuppe gelobte man sich die strengste Verschwiegenheit, was auch treulich gehalten wurde. Dieselbe schmeckte der ganzen Kompagnie, die zum großen Theile auf Wache war, ausgezeichnet. Der Nazi wurde nach einiger Zeit wieder als geheilt aus dem Lazareth entlassen, kam aber später nie mehr in Schlappen, sondern mit ordnungsmäßiger Fußbekleidung versehen in die Küche; auch wärmte er sich nie wieder die Füße — über dem Kessel.

Auch eine Entschuldigung.



Richter: Ihr wurdet verhaftet, weil man diese Dietriche bei Euch fand.

Gefangener: Dietriche, ja ja, die hab' ich immer bei mir, denn Euer Gnaden müssen wissen, daß ich in der Zerstreung oft meinen Gelbkasten-Schlüssel verlege und wenn ich nachher ausgehen will und Geld brauche, so wüßte ich mir ohne die Dietriche gar nicht zu helfen.

## Vergeßlichkeit.

Richtig! in Däumlingen ist's passiert. Däumlingen ist ein rechtschaffen Dorf, das in einem schönen Thale liegt und in dem eine ansehnliche Zahl Bauern wohnen, die neben einem respektablen Hofe, auf dem noch keine Hypothek steht, auch noch etwas im Kopfe haben, das durchaus den Schwabenlusern gar nicht ähnlich sieht. Einer von den Hofbauern kommt aber zuweilen, auch wenn der Mond nicht im Wachsen begriffen ist, in einen sonderbaren Zustand der Vergeßlichkeit, der, wenn auch keine Feuersbrunst oder ein anderes großes Unglück daraus entsteht, doch seine bedenkliche Seite hat. Der Kalendermann will darüber seinen Lesern eine merkwürdige Geschichte erzählen, an deren Wahrheit aber nicht im geringsten gezweifelt werden darf.

„Frau — sagte der Christen vom Mittelhof — m'r bruche so mengerlei in d'Hushaltig und au e Portion Leder, uf de Winter müen m'r all neu Schueh ha. I will e Wage voll Holz labe und in d'Stadt fahre. 's isch hüte so ne hummlige Tag, i versum dabeim nit.“

Die Frau hatte nichts dagegen; es war eine friedliebende Frau und hellte nicht gern gegen die Anordnungen ihres Mannes. Also lud Christen und sein Knecht vier Ster buchene Scheiter auf den Wagen, spannte zwei feste Stiere an und fuhr der Stadt zu. „'s isch m'r recht, Frau — sagte er beim Abfahren —, wenn de uf blibst, bis i hum; 's wird nit so sölli spot werbe.“

In der Stadt hatte er das Holz bald verkauft. Dann stellte er die Stiere im Abler ein; sich selbst ließ er ein tüchtiges Mittagessen auftragen und schmeckte ihm des Ablerswirths 7ter Haltinger vorzüglich dazu. Gegen 3 Uhr besuchte er seinen guten Freund, den Hirschwirth, und nahm nachher im Vorbeigehen noch ein Schöpplein im Rößle mit; denn um diese Zeit beschäftigte sich Christen, besonders wenn er auswärts war, gern mit Naturgeschichte. Um 6 Uhr traf er auf der Straße einen Bekannten. „Klostermüller — sagte er zu ihm —, i mueß no zum Gerber und Leder haufe; nohher gang i in d'Sunne, de wirsch di au seh lo!“ Also begab sich auch. Zuletzt gegen 9 Uhr mußte Christen noch in goldenen Stern, denn dorthin hatte er das Leder tragen lassen. Am Abend und in die Nacht hinein liebte es Christen, wie man sieht, sich mit den Himmelskörpern abzugeben. Nach 10 Uhr aber sagte er: „Do inne wirb's eim allwill heißer und duße isch's hühel. I mach mi uf de Heimweg“, zahlte seine Beche, stund auf,

nahm den Sohllederballen auf den Buckel, und mit einem „Guet Nacht!“ war er ohne Unfall vor der Thüre.

Obgleich etwas schwankend, kam Christen auf dem Heimwege doch ziemlich rasch vorwärts. Kühl ist's geworden; ja, es zog ein scharfer Wind von den Höhen durchs Thal. Den Himmel bedeckten nach und nach schwarze Wolken, ein Gewitter war im Anzuge. Etwas müde geworden von dem Tragen des dreißigpfündigen Lederballens, setzte sich der Bauer auf eine an der Straße angebrachte Ruhebank. Er wäre bald eingenickt; aber ein gewaltiger Donnerschlag weckte ihn auf. So gut es ging, stund er auf und trollte seinem Dorfe zu, das nicht mehr allzu ferne war. Der Regen fiel indeß, wie aus Kübeln gegossen, vom Himmel herab. Etwa noch 50 Schritte von seinem Hause entfernt blieb Christen plötzlich stehen: „Millionen — — — rief er aus, i ha jo mi Leder uf der Bank liege lo!“ Wer wieder zurück mußte, war er. Vom Regen triefend, kam er gegen 12 Uhr auf seinem Hofe an. Seine Frau hatte wirklich noch Licht und der Knecht schlief auf der Ofenbank. Als er in die Stube trat, merkte seine Frau sofort, in welcher Verfassung ihr Mann war, sagte aber nur im ruhig-ernsten Tone: „Christen, 's isch doch spot worde; de hätt'sch vor em Gwitter chönne do si!“ Sie schickte den Knecht hinunter, die Oefen „auszubetten“\*) und in den Stall zu bringen. Nach kurzer Zeit kam aber dieser wieder ganz verbuzt zurück: „Meisteri, 's stoht kei Wagen und keini Stiere duße!“ Und so war es auch. Da war jede Aus- und Einrede vergeblich. Christen hatte rein aus Vergeßlichkeit Stiere und Wagen im Abler in der Stadt stehen lassen und den schweren Sohllederballen auf dem Buckel heimgetragen.

\*) Auszuspannen.

## Sichere Wetter-Anzeigen

geben die gestreiften Weinberg-Schnecken. Je höher dieselben an den Reben sich hinaufziehen, um so schöner wird das Wetter, und umgekehrt, wenn sie unten sich befinden.

## Räthsel.

Die Erste such' am schönen Rhein,  
Die Zweite wird ein Dorf wohl sein.  
Das Ganze kannst auf Schwarzwalds Höh'n  
Im Sommer wie im Winter sehn. R.

(Die Auflösung ist am Schluß des Unterhaltenden zu finden.)

## Das fatale Würstchen

oder

### Wühlungener Studentenspuß.

Es war an einem jener kalten Dezembertage von 1879 auf 80, an welchem, wie man zu sagen pflegt, Stein und Bein zusammenfrozen, und deren sich der geneigte Leser vielleicht mit einem nachträglichen Schauer noch erinnern wird. An einem solchen Tage also fuhr auf dem Schwarzwalde (es war zwischen Waldbshut und Gengenbach) eine Gesellschaft junger Studenten auf einem Zweispänner-Wägelchen singend und jubelnd die Straße daher. Es ging auf einige Tage in die Ferien der Heimath zu, und warum sollte da ein Studios im Hochgefühl seiner Freiheit nicht absonderlich fibel sein! Sie waren, von der letzten Bahnstation kommend, noch etwa eine Stunde vom nächsten Flecken entfernt, woselbst sie ein wenig Halt zu machen gedachten, um sich durch ein erwärmendes Mittagessen und ein gutes Glas Wein zu laben; da holten sie einen in derselben Richtung des Weges daher knappenden, mit ziemlich schwerem Felleisen belasteten Handwerksburschen ein. Sie sahen ihm schon von ferne an, daß er sie um etwas ansprechen wolle und ließen deshalb den Fuhrmann etwas gemächlich fahren. Der Handwerksbursche läßt nun ehrerbietig seinen schäßigen Filz und fragt: Mit Verlaub, Ihr Herren; fahren Sie vielleicht nach F.? Ja wohl, sagte einer der Studenten. Wie weit ist's noch? Eine kleine Stunde, war die Antwort. So, so; wären Sie nicht so gütig und barmherzig und würden mir das Felleisen auf-laden bis ins nächste Wirthshaus? ich wollt' ja gern laufen, fragte nun der Handwerksbursche. Ja freilich, das könnt Ihr, erwiderten die Studenten, wir lehren ohnehies in der Krone ein, dort könnt Ihr Euer Felleisen wieder in Empfang nehmen. Schön, meine Herren, Sie thun mir eine große Gefälligkeit. Abje unterdessen! sagte der Handwerksbursche. Also wurde das Felleisen aufgeladen und im Trab gings lustig weiter.

Sie waren ein gutes Stück vorausgefahren und hatten um einen hervorstehenden Hügel herumgebogen, so daß sie dem Handwerksburschen außer Gesicht waren. Da plagte Einige der jungen Herren die Neugierde, was wohl der Handwerksbursche für einen Plunder in seinem Felleisen haben werde, und sie öffneten dasselbe. Zu oberst lag ein Hemd, in welchem sechs Katzen schwerlich eine Maus gefangen hätten. Man wollte wieder zuschnallen; da lag seitwärts, in einem weißen Fleispapier eingewickelt, ein Würstchen. Halt! das gibt vielleicht Stoff zu einem Jur, sagte ein geriebener

Lufttribus, mir fällt soeben was ein. Die Pferde wurden angehalten und unser Schlaumeier steigt ab und findet am Wege gar halb etwas, was dem Würstchen der Form nach ziemlich ähnlich war. Ob das Gefundene auch Aehnlichkeit im Geschmack habe, mochte er jedoch nicht untersuchen. Dieser Gegenstand wurde nun statt des Würstchens sorgfältig in das Papier gewickelt, das wirkliche Würstchen aber nebst einem Zehrpennig als Ersatz für die zu erwartende „optische“ Täuschung unten im Tornister versteckt. Fahr zu, Michel! hieß es nun. Die lustigen Brüder fuhren nun in gehobener Stimmung dem oben gedachten Orte F. zu, indem sie sich im Geiste vorstellten, was für ein verblüfftes Gesicht der Handwerksbursche bei diesen unerwarteten Entdeckungen machen werde. Bis der im Wirthshaus ankommt, sagten sie, sind wir schon wieder abgefahren.

Sie gelangten schon nach einer halben Stunde, es war gerade um die Mittagszeit, im Wirthshause an, ließen sich ein gutes Glas Wein geben und bestellten ein einfaches Mittagessen, welches vornehmlich in einer kräftigen, erwärmenden Fleischsuppe bestehen sollte.

Unterdessen wurde unserm Handwerksburschen das Glück zu Theil, auf einem andern, hinter ihm daher kommenden Fuhrwerke persönlich aufgeladen zu werden, so daß er früher, als es die Herren Studenten vermuthet hatten, in dem bezeichneten Wirthshause anlangte. „Donner und Doria! jetzt sind wir im Pech!“ flüsterte der Räbelsführer seinen Kameraden zu; „muß der Kukul den Kerl jetzt schon daher führen“. Allen war jetzt der Appetit durch diesen fatalen Zufall ziemlich benommen, denn sie wußten, daß, wenn der Handwerksbursche seinen Tornister öffnete, um sein Würstlein zu verzehren, sie in nicht geringe Verlegenheit versetzt werden würden. Nachdem nun der Reisende bei Uebergabe des Tornisters für die ihm erwiesene Gefälligkeit sich bedankt hatte, setzte er sich an einen entfernten Platz in die Ecke und ließ sich ein Gläschen „sanften Heinrich“ geben. Dann öffnete er, von den Studenten genau beobachtet, das Felleisen, nahm das vermeintliche Würstchen heraus und gab es sammt dem angefrorenen Papier dem in der Wirthsstube befindlichen Lächlerlein des Wirthes mit der Bitte, ihm dasselbe im heißen Wasser aufzuwärmen. Den Studenten wurde hiebei immer banger; sie saßen wie auf Nadeln und hielten sich die Hand vor das Gesicht, um ihr fast vernehmbares Lachen und zugleich ihre Verlegenheit zu verdecken. Einer sagte: „Ich wollte lieber auf's Mittagessen verzichten und noch 3 Mark dazu bezahlen, wenn wir nur abschreiben könnten“. Aber

den Ausgang dieser Geschichte hatten die Herren doch nicht geahnt; er sollte sich bald zeigen.

Das Mädchen ging mit dem eingewickelten Würstchen in die Küche, ließ dasselbe in geschäftiger Eile und weil das anklebende Papier fein und appetitlich aussah, sammt der Umhüllung in den Kochhafen fallen, in welchem die Fleischbrühe für unsere Herren Studenten kochte. Dann kam sie wieder in die Wirthsstube, um den Tisch zu decken. Bald darauf kam die Frau Wirthin, stellte die dampfende Suppenschüssel auf den Tisch, wünschte den Herren guten Appetit und begab sich wieder in die Küche. „Ah, das ist ja eine famose Brühe, da ist jedes Aug' darauf zehn Pfennig werth“, sagte einer der Studenten, indem er den Schöpflöffel zur Hand nahm, um die andern zu bedienen. „Das unter-

liegt keinem Zweifel, eine gute Suppe ist bei einer solchen Temperatur immer die Hauptsache“, erwiderte ein Anderer, den ersten Löffel voll begierig zum Munde führend. Doch kaum hatte er mit den Lippen den Löffel berührt, als sich sein Gesicht gewaltig verzog. Er schloß den Mund, sperrte dagegen die Nasenlöcher weit auf, um den eigentlichen Inhalt der Suppe durch sein Geruchsorgan prüfen zu können. Was ist Dir, riefen die Andern, ist die Suppe noch so heiß, oder willst Du erst das Beste davon hinweg-

riechen? In der Suppe muß ein eigenthümliches Gewürz sein, sagte er, die kann ich nicht essen. Was, riefen die Andern, diese Suppe kannst Du nicht essen? Laß nur, wir werden schon fertig damit. Nun griffen auch die Andern zu den Löffeln, aber einer schnitt ärgere Grimassen als der andere, als sie die Suppe an den Mund brachten. Die Suppe hat einen Geschmack, sagt der Eine. Ja und was für einen, meint ein Anderer, die schmeckt ganz eigenartig, aber verflucht ecklig, mir wird ganz weh. Man ruft die Wirthin: „Frau Wirthin, was ist denn mit der Suppe? Die hat ja einen malefizischen Geschmack“. Oho, Ihr Herren, sagte diese, glaubt meine Suppe tabeln zu können, werdet in der Stadt wohl an manchen Festtagen solche nicht be-

kommen. Wenn ich auch kein Kochbuch auf dem Schäftle habe, weiß ich doch ein gutes Mittagessen zu bereiten; dafür ist die Krone in F. auf dem ganzen Walde bekannt. Alle Achtung davor, Frau Wirthin, sagte der Erste, aber verkostet doch einmal die Suppe. Meiner Seel', sagte die Kronenwirthin, als sie ein klein wenig davon auf die Zunge brachte, da ist was nicht recht. Kätterle, was hast Du mit der Suppe gemacht. Ich? sagte das Kätterle, ich weiß nichts — es müßt nur sein, weil ich dem Handwerksburschen sein Würstle hinein gethan hab' zum Wärmen; das hat aber nicht übel gerochen und das Papier darum war ganz sauber.

Jetzt war das Räthsel gelöst, denn der Fuhr-

mann hatte die Herkunft des Würstleins einigen bei ihm sitzenden Bauern erzählt und die Wirthin hatte zugehört. Die Suppe wurde sofort abgetragen, und da auch das Rindfleisch durch das Würstlein verdorben war, wäre nur noch Sauertraut mit geräuchertem Speck aufzutragen gewesen. Die Wirthin machte den jungen Herren aber ein so böses Gesicht, daß ihnen der Appetit verging und die Bauern am andern Tisch rissen ihre Wize über die Pffiffigkeit der „studirten Herren“. Den Studenten wurde es ganz unbehaglich. „Michel, spann an“, hieß es,

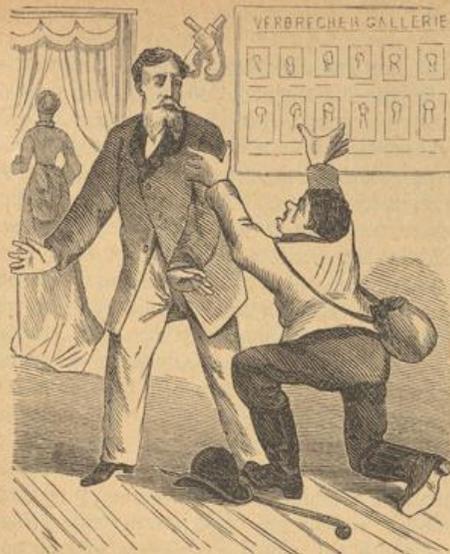


Einer schnitt ärgere Grimassen als der andere.

daß wir fortkommen. Das Essen bezahlten sie bei Heller und Pfennig, ohne einen Bissen davon genossen zu haben. Unter lautem Gelächter der Bauern verließen sie die Stube und als sie wieder auf dem Wagen saßen, meinte Einer: Wenn die Geschichte nur nicht in den Kalender kommt.

Der Handwerksbursche hatte aber in dem Wirthshaus einige gute Tage. „Da es so kalt ist“, meinte die Wirthin, „so könnt Ihr Euch ein paar Tage bei uns wärmen. Der Speck und das Sauertraut, das die Studenten bezahlten, gehört nun Euch; auch stehen noch zwei Liter Wein auf dem Tisch, also laßt es Euch schmecken. Das Logis erhaltet Ihr umsonst“.

Auch eine gute Parthie.



**Zuchthausdirektor:** Es freut mich, daß die Regierung Euch begnadigt hat; es geschah dies in Folge Euerer guten Aufführung in unserem Hause. Wenn Ihr nun hinauskommt, so trachtet darnach, ein nützliches Glied der Gesellschaft zu werden. Sucht Euch eine Existenz und wenn möglich ein eigenes Hauswesen zu gründen; dies und Euer gutes Herz werden Euch ferner vor Bösem bewahren. Wenn ich Euch zu etwas behilflich sein kann, werde ich es gerne thun.

**Sträfling:** Ach, Herr Direktor sein doch gar zu gütig; bitte, geb'n Sie mir Ihre Tochter zur Frau!

**Im medizinischen Examen.**

**Professor:** Wenn aber alle eben angeführten schweißtreibenden Mittel nicht wirken, was werden Sie dann thun?

**Kandidat:** Dann werde ich meinen Patienten zu Ihnen ins Examen schicken.

**Illustrirte Redensart.  
(Räthsel.)**



(Die Auflösung ist am Schluß des Unterhaltenden zu finden.)

**A Gast kommt in's Lämmle.**

A Gast kommt in's Lämmle,  
Sait höflich: Grüß Gott!  
Der Wirth sitzt am Ofe,  
Macht hift net und hott!

Der Wirth sitzt am Ofe,  
Macht hott net und hift,  
Weil halt mit seim Brätle  
Er b'schäftigt grad ist.

Der Gast hat an Ei'sea —  
's preffert au' grad net —  
No hätt' 'r doch lieber  
An A'sproch au' g'het!

Drum sait er ganz freundlich:  
„So viel als e' sieh,  
Dees Brätle, dees schmeckt scheint's,  
Poß Kreuzackerbi!“

Mei' Wirth, dear schwächt nex drauf  
Und sieht en noar a',  
No sait er: „Was schmeckt scheint's!  
I' schmeck net lang dra'!“ G. S.

**Das pfliffige Fritschen.**

In des Vaters Garten stehen viel Obstbäume und Fritschen, das fünf Jahre zählte, konnte schmausen nach Herzenslust. Doch war ihm auch, wie im Paradiese, ein Baum verboten. Es war dies ein junges Spalierbäumchen, das die ersten Früchte trug. Daß Du mir ja keinen Apfel dabon abreißest, lautet des Vaters Verbot, und Fritschen hatte folgen gelernt. Doch konnte er einst der Versuchung nicht widerstehen, er mußte wenigstens riechen daran. Vorsichtig bog er einen Zweig herab, der Apfel roch doch gar zu gut, aber abreißen durfte er ihn nicht. Doch Fritschen war klug. Er biß hinein, nagte ihn rings ab bis auf den „Putzen“, den er hängen ließ. Er hatte den Apfel verkostet, ohne ihn abzureißen.

Ein guter Muth, gesunder Leib,  
Viel Geld und Gut, ein frommes Weib  
Und Gottes Huld und Glück dabei,  
Weißt du vielleicht, was besser sei?

**Sprechübung  
in altbayerischer Mundart.**

Daß er kimmt des woast ma, ob er  
aber über Unter- oder Oberau oder ob  
er aber über Unter- oder Oberammergau  
kimmt, des woast ma net.

## Das Bild des Betters.

Von R. Reigel.

Ein trüber Oktober-Abend legte sich über das Thal und ein nasskalter Nordwest zog hindurch und legte das gelbe Laub vollends von den Bäumen. Die enge Dorfstraße war leer, Menschen und Thiere hatten sich in den Schutz ihrer Wohnungen zurückgezogen. Am Ende der Straße, welche sich aufwärts hinzog, stand einsam etwas abseits eine Hütte, welcher man die Armseligkeit trotz der Dämmerung ansah. Und wenn nicht durch das einzige Fenster ein schwacher Lichtstrahl durchgeschimmert wäre, würde man nicht geglaubt haben, daß Menschen sich darin aufhalten konnten. Und doch war es so. Ein Lichtspan erhellte die kleine Stube, deren Boden nur halb mit Brettern belegt war, und auf zwei Stühlen am morschen Tische saßen zwei weibliche Personen, Mutter und Tochter. Und wenn aus dem faltigen Gesichte der Mutter Kummer und Elend uns entgegengrinsten, so zeigte das der Tochter in jugendlicher Schönheit fromme Ergebung und stilles Hoffen auf eine freundlichere Zukunft. Die beiden, welche heute in bitterster Armuth lebten, hatten, wenn auch nicht ganz sorgenlose, doch schon bessere Tage gesehen. Der Gatte und Vater war Lehrer in dem Orte, ein einfacher pflichttreuer Mann, mit wenig Ansprüchen an das Leben, und Jedermann im Dorfe war zufrieden mit ihm, sowohl hinsichtlich seines Betragens, als auch seiner Dienstleistungen wegen. Wenn auch das Einkommen ein ganz mäßiges gewesen war, so hatte es doch unter Mithilfe der verständigen Hausfrau die wenigen Bedürfnisse hinlänglich gedeckt. Die Mutter saß unthätig da, die Tochter aber nähte fleißig an einer Arbeit, der man wohl ansehen konnte, daß sie um geringen Verdienstes willen für andere Leute bestimmt war. Als vom fernen Kirchturme her die Glocke zehn verkündete und der Rest des letzten Lichtspanes aufgezehrt war, legte die Tochter ihre Arbeit bei Seite.

„So, Mutter“, sagte sie, „heut ist Feiertag. Aber wir können doch noch ein wenig plaudern, ehe wir uns zur Nachtruhe niederlegen.“

„Wir sind doch zwei erbarmenswerthe Geschöpfe“, fing die Mutter an. „Haben wir denn das verdient, daß wir durch so bitteres Elend unser Leben dahin schleppen müssen? Wenn das unser Vater wüßte, er hätte im Grabe keine Ruhe.“

„Mutter, sei nicht ungerecht! Wir haben uns, wenn auch kümmerlich, jetzt schon wochenlang durchgebracht. Wenn mir der liebe Gott Gesundheit verleiht, daß ich meine Kräfte verwenden kann, so

wird es uns am allernöthigsten nicht fehlen. Und ich lasse mir die Hoffnung nicht rauben, daß die Zukunft uns freundlichere Tage bringen wird.“

„Liebe Marie, wir wären nicht in so üble Lage gekommen, hättest Du unseres Nachbarn Sohn, des Rathschreibers Georg, oder dem jetzigen Schulverwalter nur auch einigermaßen Gehör gegeben. Die Rache des Ersteren hat uns um den, wenn auch nicht bedeutenden, Gemeindegenuß gebracht und durch die geheimen Anfeindungen des Letzteren sind wir um einige Monate früher, als gewöhnlich der Fall ist, aus dem Schulhaus vertrieben worden. Aber, liebes Kind, ich kann Dir deshalb doch nicht gram sein. Du hast eben eine Neigung zu Keinem fassen können.“

Die Tochter schwieg eine Weile; dann sagte sie: „Mutter, Du kennst meine Gesinnung; ich kann Niemanden lieben als Dich, und will keinem andern angehören, als Dir. Weber der eine noch der andere ist mir in edler Absicht nahe getreten. Ihre Worte und Blicke, die doch mehr oder weniger die Beschaffenheit der Seele kundgeben, haben in mir Abscheu und Verachtung wach gerufen und darnach habe ich gehandelt. Hoffe nur, lieb Mütterlein! Wir haben uns nicht durch Leichtsin in diese Verhältnisse gebracht; und so wird die Hand Gottes, der wir noch fest vertrauen, uns auch wieder auf hellere Lebensbahnen führen.“

Dieses Gespräch wurde in Ermangelung eines Lichtes in der unerhellten Stube geführt. Bald darauf sprach die Tochter ein kurzes Abendgebet, und die Beiden begaben sich zu Bette. Nicht lange, so nahm sie der ruhe- und friedebringende Engel, der Schlaf, in seine sanften Arme.

\* \* \*

Der Herr Blüthinger, Professor a. D. aus Straßburg, bewahrte in seinem Herzen die Liebe und Zuneigung für Deutschland, obgleich er viele Jahre an der französischen Universität angestellt gewesen ist. Er war ja ein Badenser, aus der oberen Gegend des Landes, und durch seine Gelehrsamkeit bekannt, wurde er als junger Mann dorthin berufen. Er unterließ es nie, auf etliche Tage wenigstens jährlich seine Heimath zu besuchen. Seit er aber in Ruhestand getreten war, verlebte er jeden Sommer einige Wochen dort. Sein Heimathsdörfchen — dasjenige, in welchem diese Erzählung ihren Anfang nimmt — lag in einem freundlichen Thale, und bot den Freunden der Natur manch reizendes Plätzchen, ganz geeignet

zur Erholung nach angestrengter geistiger Arbeit. Herr Blüthinger hatte sein Standquartier jedes Jahr im „Rößle“ genommen, und bei der Frau Rößle-  
wirthin, die gleichen Alters mit dem Professor war, hatte er ein gar gemüthliches Heim gefunden.

Der traurige Winter, in welchem wir mit der armen Lehrersfamilie zusammen getroffen sind, war vorüber. Aber mit dem Weggang des Eises und Schnees ist die Härte des Glends von der Mutter und Tochter nicht weggezogen. Im Gegentheil! Wenn schon der Mai neue Blüthen und Knospen brachte und die Herzen der Menschen mit freudigen Hoffnungen erfüllte — in der armseligen Hütte ist kein Wonnemonat eingelehrt. Die Mutter wurde von Tag zu Tag hinsäfflicher und die Vertrauenskraft der Tochter ward mehr und mehr erschüttert. Wo-  
mit das Leben fristen? Nur aus dem Rößle-  
wirthshaus, wo die arme Familie nicht ganz in Vergessenheit kam, erhielt Marie noch öfters Arbeit, die aber nur soviel einbrachte, um den Hunger einigermaßen zu stillen.

Ein Maitag, wie ihn kaum die Poesie schöner darzustellen vermag, hatte sich über das Thälchen gelagert; die Menschen arbeiteten voll heitern Sinnes auf den Feldern, die Blumen entfalteten Duft und Glanz und die Vögel belebten Wald und Flur mit fröhlichen Liedern; nur in der bekannten einsamen Hütte herrschte

trotz dem herrlichsten Sonnenschein eine tiefe Niedergeschlagenheit. Ein Gemälde, das einzige noch entbehrliche Stück, sollte verkauft oder versetzt werden, um die paar Gulden Hausmiete aus dem Erlös bezahlen zu können, wenn die armen Leute nicht in wenigen Tagen auf das freie Feld gestellt werden wollten.

„Zehn Gulden“, sagte Marie, „will der alte Baruch uns geben, und wir wollens ihm lassen, wenn er heute kommt. Es bleiben uns dann noch fünf Gulden zu weiterer Verwendung. Da können wir uns doch wieder ein paar Tage durchhelfen!“ Mehr im seufzenden Tone, als mit klarer Stimme, erwiderte die Mutter: „Ich kann es nicht übers Herz bringen, mich von dem Bilde zu trennen. Es ist ein Erbstück vom Bruder meiner Mutter,

das einzige, was uns geblieben ist, als Erinnerungszeichen aus früheren besseren Tagen. Wir wollens noch einen Tag behalten, Marie!“

Der Handelsjude Baruch kam, wie er gesagt hatte; aber er mußte ohne das Bild wieder abziehen.

Der Herr Professor Blüthinger war vor zwei Tagen in seinem lieben Heim zu längerem Aufenthalt wieder angekommen. Er hatte viel und gerne seinen Freund, den alten Lehrer Reinling, aufgesucht und mit ihm sich unterhalten. Nun erfuhr er, daß derselbe vor dreiviertel Jahren gestorben sei, und die alte Frau Rößlewirthin führte ihm in ergreifenden Worten das Glend und die gegenwärtige Noth der hinterbliebenen Wittwe und Tochter vor Augen. Er machte sich nach vernommener Schilderung auf den Weg, der armen Familie einen Besuch abzustatten in der Absicht, mit Rath und vielleicht mit That Hilfe zu leisten. Als er in die Hütte getreten war, überfah er sogleich die große Armuth, welche hier ihren Sitz aufgeschlagen hatte. Nach dem Begrüßen und Beileidbezeugen erblickte Blüthinger das Bild, welches noch auf dem Tische lag, und das er vorher nie gesehen hatte.



Ich kann es nicht übers Herz bringen, mich von dem Bilde zu trennen.

Das müssen wir verkaufen“, seufzte die Mutter, „so weh es uns auch thut.“ Der Professor betrachtete nun das Bild aufmerkamer, welches in Del gemalt das freundliche Gesicht eines noch rüstigen Mannes darstellte. Nach einigen Minuten sagte Herr Blüthinger mit freudig bewegten Worten: „Liebe Frau! verkaufen Sie das Gemälde nicht; denn da steckt ein Geheimniß darunter. Hier steht auf der Rückseite, kaum noch leserlich, ein lateinischer Satz: In summis angustis salvator vobis ero! welcher in das Deutsche übertragen also lautet: In der höchsten Noth will ich euch ein Retter sein! Jetzt aufgeschaut, ihr armen Leute!“ rief der Professor und stellte eine Untersuchung an dem Bilde an. Er brachte bald heraus, daß daran sich eine doppelte Rückwand befand, und es dauerte nicht lange, so war die äußere sorgfältig abgelöst. Was kam zum Vorschein? Eine Pergamentmappe, in welcher wohlberwahrt richtige Werthpapiere sich befanden, welche die runde Summe

von 5000 fl. darstellten. Der erste Eindruck, den dieser Fund auf die arme Familie hervorbrachte, war ein unbeschreiblicher — ist es Wahrheit oder Täuschung, ein Traum oder Wirklichkeit? Als die Ueberraschung sich einigermaßen in ruhige Betrachtung verwandelt hatte, fielen sich Mutter und Tochter in die Arme, und reichliche Freuden- und Dankesthränen entquollen ihren Augen.

Nun wurde im Beisein des Professors, und von seinem Rathe unterstützt, reifliche Ueberlegung gepflogen. Vor allen Dingen mußte der erfreuliche Vorgang ein Geheimniß bleiben, bis die geeignete Zeit kam, ihn, soviel als nöthig, in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen. Den gefundenen Schatz nahm Herr Blüthinger in Verwahrung, weil die Frauen sich nicht getrauten, ihn zu hüten. Nach wenigen Tagen verließen Mutter und Tochter die ärmliche Wohnung und bezogen ein Zimmer im Rößle. Diese Veränderung mußte den Schein haben, als hätte der Professor aus alter Freundschaft, von Mitleid getrieben, sie veranstaltet. Und deshalb schenkten die Dorfbewohner dem Vorfalle keine besondere Aufmerksamkeit. Nach einigen

Wochen aber, als die arme Lehrersfamilie in etwas freudigerer Stimmung erschien, bessere Kleidung sich angeschafft hatte, wurde doch von der auffallenden Veränderung allerlei gemunkelt. Die Frau Rößlewirthin hatte so etwas „herauszubringen“ gewußt und so hatten die verschiedenen Vermuthungen Del erhalten. Doch lebten Mutter und Tochter nach wie vor sehr eingezogen.

Der Tochter kam aber das Nichtsthun nach und nach lästlich vor und sie entwarf einen passenden Plan für ihre künftige Lebensstellung: Fort von da und thätig sein! Und der Herr Professor reichte ihr zur Ausführung hilfreiche Hand. Er hatte eine alte Verwandte, welche in der Nähe von Straßburg, aber diesseits des Rheines, einen kleinen Kramladen besaß, den sie aufzugeben vorhatte. Nach kurzen Verhandlungen wurde das Geschäft von der Tochter übernommen und sie mit ihrer Mutter fanden dort ein gesichertes Auskommen. Die kurze Geschichte schließt ohne eine sonst übliche Heirath. Die Tochter blieb ihrem Grundsätze getreu: Meiner Mutter meine ganze Liebe! und das ist auch lobenswerth.

### Aus dem Leben.

Es war im April des Jahres 1860 an einem Sonntag, als nach beendigtem Gottesdienste in einem Städtchen des Schwarzwaldes noch eine Anzahl Frauen und Mädchen vor der Kirche plaudernd bei einander standen. Ein kleiner Hochzeitszug nahte sich und unter den musternnden Blicken der Umstehenden betrat das Brautpaar mit den Ehrenjungfern und Ehrengesellen die Kirche, um den Segen des Priesters zu empfangen auf ihren Lebensweg, den sie nun miteinander zu wandeln entschlossen waren.

Das Brautpaar gehörte nicht dem begüterten Stande an, wo die Jungen vom Traualtar weg in ein wohl eingerichteteres Haus einziehen können, das die beiden Väter versorgt haben mit den nöthigen Früchten fürs Brod, einem ordentlichen Viehstand und den dazu gehörigen Gütern, und wo die Mütter ihren Vorrath aus den Kästen und Trüben herbeigebracht haben, um das Haus gut einzurichten, damit die jungen Eheleute einen soliden Grundstock besitzen, auf dem sie weiterbauen können.

Der Bräutigam hatte schon in früher Jugend seine Eltern verloren, worauf ihn ein Vetter in Pflege und Erziehung nahm. Nachdem er bei demselben die Uhrmacherei erlernt hatte, ging er in die Fremde, um sich weiter auszubilden und

sein Glück zu versuchen. Nach etwa zehn Jahren kehrte er wieder zurück in die Heimath, um das Geschäft für sich anzufangen. Reichthümer hatte er nicht mitgebracht, allein er hoffte mit dem, was er draußen gelernt, daheim sein Brod verdienen zu können.

Auch die Braut war nicht mit irdischen Gütern gesegnet, zwar lebten die beiden Eltern noch, aber diese hatten für sich selber zu sorgen. Es waren noch jüngere Kinder da und der Verdienst des Vaters reichte nicht so weit, um viel erübrigen zu können. Anna, die jetzt zum Traualtare ging, war die Aelteste unter den Geschwistern. Auch sie kam frühe in die Welt hinaus. Eine Base in Zürich hatte dem Vater geschrieben, er solle ihr die Anna schicken, sie werde für deren Fortkommen sorgen. Voll froher Hoffnungen reiste Anna nach der schönen Schweiz. Nach sechs Jahren kam auch sie wieder zurück in die Heimath. Ihren Freundinnen wußte sie viel zu erzählen von dem Züricher See mit seiner herrlichen Umgebung und dem munteren Treiben daselbst. Wenn bei den lebhaften Schilderungen Anna manchmal plötzlich traurig gestimmt wurde und nasse Augen bekam, so wunderte dies die Zuhörenden nicht; aus einer so großen schöngelegenen Stadt wieder in ein einfaches Städtchen des Schwarzwaldes zu kommen, könne Einem

schon hie und da Heimweh verursachen, meinten ihre Freundinnen.

Die Hochzeit ist vorüber und wir sehen das junge Paar vergnügt mit einander schalten und walten in den bescheidenen Räumen, die es sich gemiethet. Eine Stube zum Wohnen und ein Schlafkammerlein — was brauchten sie mehr? In der Wohnstube steht auch des jungen Meisters Werkbank und mit liebevollen Blicken sieht ihm die junge Frau zu, wie er die Näbchen zusammenfügt und den Gang probirt, bis das Werk richtig geht und die Glocke einen hellen Schlag gibt. Die junge Frau besorgt ihr Hauswesen und wenn eine ihrer Gespieltinnen kommt, um zu sehen, wie sie eingerichtet sind, dann ist die Frau in ihrem Element. In einem Glaschränken stehen die bemalten Teller und Tassen und Anna erzählt nun, wer dies und wer jenes als Hochzeitsgeschenk gegeben. Da leibets dann auch den Meister nicht mehr auf dem Stuhle; wenn Besuch da ist, kann die Arbeit schon ein wenig ruhen. Zum so und so vielsten Male zeigen sie dann zusammen ihre ganze Einrichtung, loben den guten Geschmack der Geber und wie alles so gut anzuwenden und nützlich sei. Dabei weiß die Anna aber auch geschickt einzuflechten, was man weiter noch brauchen könnte. Sie thut das, weil noch Einige im Rückstand sind mit ihren Gaben und weil sie weiß, daß Jedes doch etwas bringen möchte, was auch gut angewendet ist. Ist der Besuch fort, lobt der Mann seine Frau wegen ihrer Klugheit und nun hämmert er an den Kästchen herum, daß man sein eigen Wort nimmer hört; dazu pfeift er ein munteres Lied, in welches der Zeisig in seinem Käfig einstimmt. Wenn wir auch nicht reich sind, so können wir doch glücklich sein, nicht wahr, liebe Anna? sagte er zu seiner Frau, als er und der Zeisig ihr Lied beendet.

So lebten die Leutchen Monate und Jahre hindurch glücklich mit einander. Jahr für Jahr machte der Storch dem Paare seine Aufwartung und brachte ihm ein kleines Knäblein als Frühlingsgruß. Als ihrer drei beisammen waren, baten sie den Frühlingsboten, er möchte doch, falls er ihnen wieder die Ehre seines Besuches schenken wollte, auch einmal ein Mägblein bringen. Aber der Langbeinige war eigensinnig. Noch zweimal stattete er seinen Besuch ab und immer wieder fand das Paar ein Bublein in der Wiege.

Mit der Vermehrung der Familie hatten auch die Sorgen zugenommen, nicht aber der Verdienst. So viel der Mann auch arbeitete, es wollte nicht ausreichen. So geschickt und fleißig die Frau war,

von Vortwärtskommen war keine Rede, es ging rückwärts im Haushalt, rückwärts im Geschäft. Dem Mann fehlte das Geld, wenn er seine Waaren bezahlen sollte; der Frau fehlte gar manchesmal das Brod für die Kinder. Ein herber Gast war bei ihnen eingezogen — die Armuth. Zwar fehlte es nicht an guten Leuten, welche ihre Gaben brachten, aber soviel auch kam, es wollte nicht ausreichen. Daß unter diesen Umständen die Eltern den Wunsch nach einem Mägblein aufgaben, ist wohl selbstverständlich. Die Sorgen, Anstrengungen und Entbehrungen hatten namentlich die Mutter arg mitgenommen. Der Vater hatte schon allerhand versucht, seinen Verdienst zu verbessern, aber nichts glückte; es war, als ob der Segen fehlte bei Allen, was die Leute unternahmen. Die Einen meinten, die vielen Kinder seien die Ursache an der Armuth; aber wie manche Familie ist ebenso, ja mit noch mehr Kleinen gesegnet, und sie bringen sich besser durch, meinten Andere.

Da, nach ein paar Jahren Pause, stellte sich der Langschnabel wieder bei der hartbedrängten Familie ein und brachte ihnen das früher so sehnlich gewünschte Mägblein. Bei all' dem Kummer waren die Eltern doch erfreut darüber und hofften, daß mit dieser Einklehr vielleicht auch mehr Glück und Segen über ihre Schwelle gekommen sein möchte. Die Mutter freilich fühlte sich von Tag zu Tag hinfälliger unter der Last der Sorgen und war oft kaum im Stande, ihren Haushalt zu besorgen. Der Mann stand aber seiner Frau treulich bei und so hofften sie, es doch durchzubringen und auch wieder fröhlichere Tage zu sehen.

Zwölf Jahre sind vorüber, seit wir das Paar zur Trauung gehen sahen. Wieder stehen Leute vor der Kirche — es kommt ein Leichenzug daher. Lautlos ziehen sie vorüber mit dem Sarge auf den Gottesacker, der bei der Kirche liegt. Mit lautlosem Fluge ziehen die Schwalben um den Kirchturm, als wollten sie die Trauernden nicht stören. Der Sarg wird am Grabe niedergelassen. Es ist ein so schöner Sommertag, die Kinder des Frühlings, die Blümlein, sie stehen in ihrem schönsten Schmucke da, erfrischt vom Morgenthau. Sie blühen hier im Garten Gottes eben so schön, ja noch schöner als draußen, weil sie die Gräber unserer Lieben zieren. Um den Sarg am Grabe stehen fünf Knaben und weinen um ihre Mutter, steht ein tiefgebeugter Mann und weint, weil die kalte Hand des Todes ihm seine Lebensgefährtin entführt hat. Und die Blümlein, wie sie den Schmerz der Menschen sehen, beugen sich in Trauer und ihrer Blumenkrone entfällt das Thautröpflein

und vermischte sich mit den Thränen der armen Waislein. Die Mutter war von der Geburt des Mädchens an krank und immer kränker geworden. Der Tod erlöste sie von ihren Leiden und führte sie ein zur ewigen Ruhe. —

Es ist Abend geworden und stille ist es in der Stube der Familie, welche heute die Gattin und Mutter zur letzten Ruhestätte begleitete. Seit zwei Stunden sitzt der Mann am Tische, vor sich ein Päcklein Briefe, in denen er eifrig liest. Er scheint es nicht zu wissen, daß seine Kinder um ihn sind; er kümmert sich nicht um sie, so daß die Waislein in einen Winkel sich zusammensetzten und weinen. Der Vater hört aber das Schluchzen seiner Kinder nicht, er liest einen Brief um den andern und je mehr er liest, desto aufgeregter wird er, so daß sich seine Kinder fast fürchten.

Wenn ich gestorben bin, hatte die Frau in den letzten Stunden zu ihrem Manne gesagt, dann suche in jenem Wandtäschchen zu unterst nach einem Päcklein, lies die Briefe, welche darin sind und denke, daß Alles wahr ist, was darinnen steht. Die Kranke wollte noch mehr sagen, aber die Stimme versagte ihr. Lautlos bewegten sich ihre Lippen. Da faltete sie die Hände, sah ihren Mann mit bittenden Augen an — und verschied.

Als der Mann mit den Kindern vom Friedhofe kam, suchte und fand er die Briefe. Sie waren nach dem Datum geordnet. Oben auf war der Brief der Base in Zürich, in welchem sie um die Anna schrieb. Dann folgten Briefe, welche die Anna in Zürich erhielt aus der Heimath. Jetzt kamen Briefe, welche schön geschrieben und mit Blümlein in der Ecke verziert waren. Die Briefe waren von einem jungen Mann, der Anna in Zürich kennen und lieben lernte; sie sprachen von der innigsten Liebe und größten Verehrung für das Mädchen. Diese Briefe waren aus Genf datirt, wohin der junge Mann von Zürich aus kam. Er hieß Franz und war Mechaniker. Brief um Brief las der Mann und es wunderte ihn, daß die Verstorbene ihm nie erzählt, was er hier zu lesen bekam. Jetzt kamen Briefe mit anderer Handschrift, ebenfalls an Anna gerichtet. Aus diesen entnahm der Mann, daß Anna in die Hände eines Verführers gerathen und ein Freund dieses Schurken sich erbot, für die Arme und — ihr Neugeborenes, ein Mädchen, eine Unterkunft zu vermitteln. Anna schlug dies für sich aus und war entschlossen, nach Hause zurückzukehren, das Kind aber in Zürich zu lassen. Der nächste Brief war wieder von dem Mechaniker Franz. Er hatte von einem Freunde erfahren, was mit seiner Geliebten vorgegangen,

daß sie ihr Kind verlassen und nach Hause zurückkehren wolle. Der edle junge Mann versicherte Anna seiner Verzeihung, sprach sie frei von Schuld, die er dem elenden Verführer zuschrieb und bat, ja stehe sie an, nicht von Zürich fortzugehen — nicht ihr Kind zu verlassen. Anna, geliebte Anna, schrieb er, Du sollst mir gleich werth und theuer sein; bald werde ich zurückkehren und Dich beschützen und ernähren können. Nie soll ein Vorwurf über meine Lippen kommen, aber bleibe. Welche Mutter wird ihr Kind verlassen!

Dieser Brief traf Anna nicht mehr in Zürich an; sie war bereits abgereist, allein in die Heimath zurückgekehrt, hatte ihr armes Kind in fremde Obhut gegeben. Noch ein Brief lag da. Er enthielt die Nachricht aus Genf, daß der Mechaniker Franz bei einer Fahrt auf dem Genfer See verunglückt und ertrunken sei, ein halbes Jahr, nachdem Anna von Zürich abgereist war. —

So hat mich Anna hintergangen, rief der Mann aus, nachdem er den letzten Brief gelesen. Schuldbeladen hat sie mit mir die Ehe eingegangen. Schuldbeladen und ohne Geständniß ist sie aus der Welt gegangen. Darum ist uns nichts glücklich, haben wir nur Sorgen und Trübsal in unserer Ehe gehabt. Es war der Fluch, weil die Verlobte ihre Treue gebrochen, weil die Mutter ihr Kind verlassen hat.

Er will der Heimgegangenen fluchen. Da tönt die Abendglocke vom nahen Kirchturme mit lautem Warnungsrufe an sein Ohr: Fluche nicht! Fluche nicht! Das Aelteste der Kinder sängt zu beten an: Vater unser in dem Himmel. Schwer athmet der Mann auf, und als das Kind betet: Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern, da legt er die Hände zusammen und betet mit. Führe uns nicht in Versuchung, bringe der Knabe noch mit lautem Schluchzen hervor; weiter kann er nicht mehr, die Kinder weinen laut und der Vater weint mit ihnen.

Mit den letzten Tönen der Abendglocke ist der letzte Groll aus seinem Herzen gewichen. Die Jahre, welche er mit der Entschlafenen durchlebt, ziehen an ihm vorüber; die Sorgen und die Mühen, die Freuden und Leiden. Sie hat in ihrer Jugend gefehlt, sagte er sich; mir aber war sie eine treue Gattin, den Kindern eine aufopfernde, liebevolle Mutter. Der Herr schenke ihr die ewige Ruhe.

Anfösung der Räthsel.

Seite 45: Winde. — Seite 48: Bonndorf.  
Seite 51: Wurft wider Wurft.